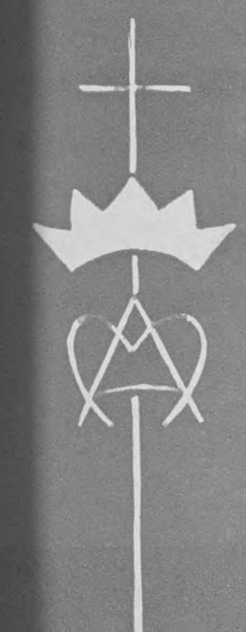
August - September 1948



DER MARIENBOTE

Dies und Das

Die „schlimme" Predigt. Welch großer Unterschied zwischen den Lehren der Welt liegt und der Predigt des Kreuzes, haben wir während des fünften und des sechsten Monats dieses Jahres hier in Saskatchewan in aller Schärfe sehen können. Selbstverständlich, nicht alle haben es bemerkt. Nicht jeder hat Augen, mit denen er wirklich sehen kann, und Ohren, mit denen er richtig hört. Es gibt halt nicht mehr viele Leute, die noch daran glauben, daß jedes Recht eine Pflicht voraussetzt. Im Mai und im Juni schrieb man uns, warum denn der Marienbote keine Stellung zu den Wahlen nähme. Katholische Leitung durch die Wirrnisse eines Wahlkampfes, wie Saskatchewan ihn jüngstens durchmachen mußte, sei doch eigentlich eines jeden katholischen Blattes Pflicht. Warum schwieg der Marienbote?

Der Marienbote schwieg nicht. Er sagte, was er zu sagen hatte. „Freilich ist denen, die in ihr Verderben rennen, das Wort vom Kreuze ein Torheit", sagt die heilige Bibel. Und dieses Wort gilt immer noch. Man merkte wohl garnicht, worüber wir im Mai und im Juni auf den ersten Seiten des Marienboten sprachen. Was wir da sagten von dem Worte „Mein Gott und mein Alles", und von jenem anderen Satze der da sagt: „Mein Ich und mein Alles". Mit solchen Worten im Leitartikel eines Blattes ist uns wohl nicht viel geholfen, meint man. Gnade ist wohl schön — für den Himmel. Auf Erden brauchen wir Brot, und das kommt nicht — kommt es wirklich nicht durch die Gnade Gottes?

Diese ernste Frage sollten wir uns doch einmal überlegen. Jawohl, fromme Worte, wie sie der Marienbote bringt, schauen schwach aus, wenn es um große, um die wichtigen Dinge der Welt geht. Aber, es steht auch geschrieben — und Gottes Wort ist kein Spaß —: „Gottes „Torheit" ist weiser als die Menschen, und Gottes „Schwachheit" ist stärker als die Menschen."

Die erschreckende Wahrheit dieses Satzes hat sich bereits an Millionen erwiesen, und sie wird sich auch uns noch einmal zeigen. Warten wir nur ab in unserem Weltenstolz. Es ist da Einer, der den Stolz haßt und der die Demut liebt.

Was hätten wir auch wohl im Marienboten während des Wahlkampfes sagen sollen? Daß man für diese oder jene Partei wählen solle? Daß nur hier oder nur dort alle Menschenrechte garantiert seien?

So etwas tun wir nie und nimmer. Die Lügen der Welt machen wir einfach nicht mit, ganz gleich, woher sie kommen. Lüge und Blindheit nennen wir jedes Programm, das nur von Rechten spricht und von den Pflichten — der anderen. Die katholische Kirche kennt so etwas nicht, obwohl keine andere Weltmacht so sehr um die Rechte der Rechtlosen und um das Brot für die Hungernden besorgt ist wie gerade das katholische Christentum, das sich als weiterlebender Heiland betrachtet. „Wir aber predigen Christus den Gekreuzigten, den Juden ein Aergernis, den Heiden eine Torheit." Und damit wir es wissen: Diese Juden und diese Heiden, denen die Kreuzpredigt Aergernis und Torheit ist, das sind wir. Auch wir Katholiken — die wir nicht mehr glauben, daß Armut im Geiste, daß Friedfertigkeit, Nachgiebigkeit Seligkeiten sind und Reichtümer des Geistes — und auch der Welt.

Ja, wir predigen Christus den Gekreuzigten. Wir predigen Pflichten, und nicht nur Rechte. Und wir warnen vor jedem, ganz gleich welchen Standes Kleid er trägt, der nur von Rechten spricht und dabei nicht klar macht, daß des Menschen erstes Recht das Recht zur Pflicht vor Gott und den Menschen ist.

Da haben wir also, was wir zu den Wahlen zu sagen haben. Es ist damit nichts gegen diese oder gegen jene Partei gesagt. Es ist aber sehr viel gegen die Sinnesverwirrung der Menschen gemeint, denen das Kreuz fast garnichts mehr gilt, und denen die acht Seligkeiten des Heilands aber auch garnichts mehr sind.

Gottbekanntschaft. Es wird so selten unter uns von Gott gesprochen. Er ist uns ein Unbekannter geworden, der Ewige. Was wissen wir noch von Ihm? Daß Er im Himmel wohnt, daß Er das Gute belohnt und das

Böse bestraft. Und auch noch, daß er nach unserem Absterben auf uns wartet, um Gericht zu halten über unsere arme Seele. Das alles wissen wir noch. Darum tun wir auch, was da zu tun ist, um das Gericht bestehen und in den Himmel aufgenommen werden zu können. Wir gehen zur Sonntagsmesse, wir beten, und wir empfangen fleißig oder weniger fleißig die heiligen Sakramente.

Gott sei Dank, daß wir das noch tun. Hörten wir einmal damit auf, dann wäre aber auch wirklich schon alles verloren. Alles ist noch nicht verloren. Vieles ist aber doch schon zum Kuckuck gegangen. Vergangen und verweht wie der Duft frischer Gräser, den wilde Winde davontragen. Kommt man nach dem Windessturme dorthin, wo diese Düfte einmal waren, dann weiß man garnicht wie schön es damals war, als noch alles duftete. Und man vermißt diese Lieblichkeiten garnicht. Genauso wie man heute die Gottesnähe nicht vermißt, die da sein sollte und nicht mehr gespürt wird.

Der Glaube der Alten war doch anders. Sie hatten nicht nur Glauben, sie hatten ganz lebendigen Glauben. Und das ist ein ganz anderes Ding. So etwas ist Lebendigkeit und persönlichste Bekanntschaft mit Gott.

Was war es denn eigentlich, das den Glauben der Alten so ganz anders machte? So viel strenger und froher und frömmer und opferfreudiger?

Unzählig sind die Antworten, die wir hier geben könnten. Wir wollen aber doch eines erwähnen, und das ist die Art und Weise der Sonntagsfeier der Alten. Der Sonntag gehörte dem Herrn, vom Morgen bis zum Abend. Er war wirklich der Tag Gottes, an dem der Mensch seinem Herrn zur Ehre sich in Gott zu erneuern suchte. Man ging zur Kirche, um am Hochamt teilzunehmen, durch Gebet und Sakramentempfang. Kam man vom Hochamt heim ,dann war der Gottesdienst noch lange nicht zuende. Während die Mutter das Sonntagsmittagsessen bereitete ,rief der Vater die Kinder zu sich. Und er begann nachzuprüfen: Was habt ihr während der Woche im Katechismus gelernt- Laßt mich euch abfragen, damit ich sehe, ob ihr auch wirklich ernstgenommen habt, was euch über den Heiligsten des Heiligsten gesagt wurde. Und wie habt ihr euch während der Woche zu Hause, in der Schule, im Verkehr mit Erwachsenen und auf der Straße benommen?

Der Vater prüfte streng. Er suchte seinen Kindern fromme Furcht vor jeder Beleidigung der Allheiligkeit Gottes einzuflößen. Bemerkte er, daß Böses getan worden war, dann strafte er mit ernst erklärenden Worten. Als Buße mußten die Kinder den Herrn durch besondere Gebete oder durch so und so viele Frühmessen während der Woche abbitten.

Mit dieser Prüfung war der sonntägliche Gottesdienst noch nicht abgeschlossen. Es kam das Mittagessen, und nach der Mahlzeit las der Vater der ganzen Familie aus dem heiligen Buche vor. Fromme Gedanken waren es, zur Belehrung und zur Erbauung. Dann ging man zur Vesperandacht. Nachher erst kam die Feiertagsruhe für Leib und Seele. Nachher erst kamen Besuche beim Nachbarn oder Spazierfahrten ins Freie.

Gott war es, der den Sonntag vom Morgen bis zum Spätnachmittag einnahm. Dieses sonntägliche Denken an Gott und Reden über Gott frischte immer wieder die Lebendigkeit des Glaubens auf, erfüllte mit neuer Furcht des Herrn, mit neuer Frömmigkeit, mit neuem Hoffen und neuem Lieben. Und man war bereit, die neue Woche mit erneutem Christengeist zu beginnen.

Wie sehr ist uns doch diese Sonntagsfeier abgekommen! Unser kurzer Sonntag ist mit daran schuld, daß unser Gotteswissen, daß unser Bekanntsein mit Gott und auch unser Interesse für göttliche Dinge immer mehr zusammenschrumpft. Heute sind wir nun fast so weit, daß vielen Katholiken Religion nicht viel mehr ist als Furcht vor der Hölle. Was wissen wir noch von den Lieblichkeiten Gottes? Von den Herrlichkeiten Seiner Heiligkeit, die so anziehend sind, daß der Mensch einfach in die Knie fallen muß: Wie bist Du doch so groß, mein Gott! Du Gott, von dem meine Seele erfüllt ist, so erfüllt, daß sie Dich lobt und preist ohne Unterlaß!

So ein Gebet, meinen wir, sei nur für die Heiligen. Für den heiligen Antonius, die heilige Elisabeth und all' die anderen großen Gottesbeter. Als wenn nicht auch du und ich und auch der allerletzte Bettler und Lump von Gott ununterbrochen eingeladen wäre, Seine Herrlichkeit kennenzulernen, zu kosten und im tiefen Herzen zu tragen! Es will uns aber nicht mehr in den Kopf, daß auch wir etwas vom Geiste aller Heiligen, ja vom Geiste Gottes selbst, in uns tragen können und sollen. So

etwas glauben wir fast nicht mehr, ohne zu merken, daß so ein Zustand bereits der Anbeginn des Glaubenszerfallens ist.

Gottesbekanntschaft! Wie fremd ist uns doch diese allerwichtigste aller menschlichen Angelegenheiten geworden! Welch' gnadenlose und erbarmungslose Gottlosigkeit sich doch in der Welt durch diese Gottentfremdung verbreitet hat! Und wir sehen es nicht. Wir sind berauscht von den wichtigen Plänen der Welt, die uns Brot und Wohlsein versprechen. Die uns mehr Erdenfreuden vorgaukeln, als selbst Gott sie den Menschen versprochen hat. Denn Gott spricht ja doch immer wieder vom Kreuz und vom Schweiße des Angesichtes, in dem der Mensch als Buße für die Sünde sein Brot essen muß und essen wird, so lange er lebet auf Erden.

Es gibt etwas, das unseres Streitens und unseres Eifers weit mehr wert ist als die Politik. Und das ist der Kampf um den Wiederaufbau echt christlicher, ganz lebendiger Frömmigkeit in den Seelen der Menschen. Auf daß Gott wieder gelobt und gepriesen werde von geheiligten Menschenherzen.

Der Marienbote ist wohl klein, und sein Kleid ist äußerste Armut. Er kommt nicht mit großen Bildern und feinstem Papier, wie die stolzen Blätter der Welt. Er kommt jedoch mit einer großen Aufgabe. Mit der größten Aufgabe, die es überhaupt gibt: Mit ernstem Werken und Schaffen am Aufbau einer neuen Frömmigkeit. Ja, er spricht sogar von Heiligkeit, von der Heiligkeit des einfachen Menschen, des Bauern, des Unstudierten, des Kleinen, des Nichtsgeltenden.

Als ob es so etwas geben könnte, Heiligkeit, richtige Heiligkeit in meinem Hause! In meiner Nachbarschaft! Meinst du nicht? Glaubst du nicht, daß Gott, der aus dem Nichts Himmel und Erde erschaffen, auch aus dem Nichts deiner Seele wahre Heiligkeit herauswachsen lassen kann — wenn du nur willst? So ganz ernst und ganz ehrlich danach strebst?

Wir glauben es, darum versuchen wir immer wieder, dich auf derartige Gedanken zu bringen. Und wenn wir nur eine einzige Seele überzeugten, unseren Wegen zu folgen: Der Marienbote hätte sein Werk getan! All' die vielen Sorgen und Mühen, die er Monat für Monat schleppen muß, wären reichlich belohnt — denn die Gnade Gottes in einer einzigen Seele neuentzünden, ist auch des schwersten Kreuzes wert.

Ja, wir glauben an gar komische Dinge. Und wir betrachten es als ganz besondere Gnade Gottes, solche Pläne zu haben und vielen Menschen auftischen zu können. Wir beten aber auch, daß Gott recht viele von dieser Speise essen lassen wolle. Sie ist gesund, sie ist stark, sie ist von Gott.

Der Schriftleiter.

An die allerseligste Jungfrau Maria!

Süß klingt immer der Gruß: Ave Maria! dem Ohr.
Klinge denn lieblicher Gruß: Sei uns, o Mutter, gegrüßt!
Meine Wonne Du bist, Hoffnung und Liebe zugleich!
Wenn mich Unheil bedroht, bist Du mir Zuflucht und Schutz;
Stachelt erregte Begier wild und entfesselt den Geist,
So daß Du angstvoll, verzagt, trauernd erfühlest die Last,
Und von Kummer gebeugt, Mutter, Dein Kind du gewahrst:
Birg', o Jungfrau, mich schnell, gütig im rettenden Schoß!
Naht dann der grimmige Tod, geht es zu Ende mit mir,
Drücke mit zärtlicher Hand selber die Augen mir zu,
Führ' den entschwebenden Geist mild und erbarmend zu Gott!

Leo XIII

Der Mütter Ehrentag

Zum hohen Feste Mariä Himmelfahrt

„Es erschien ein großes Zeichen am Himmel: ein Weib, bekleidet mit der Sonne, den Mond unter ihren Füßen und eine Krone von zwölf Sternen auf ihrem Haupte."

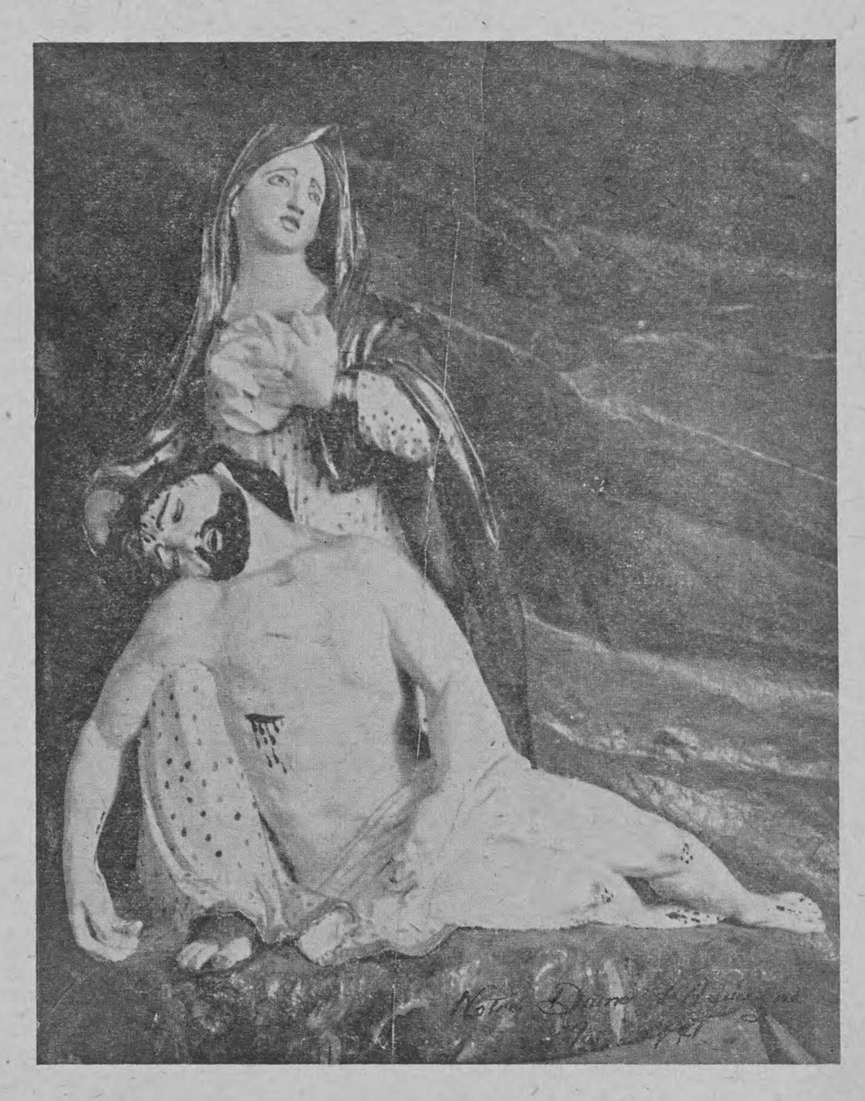
(Offenb. 12, 1.)

Für Jahrhunderte bestimmt, sprechen unsere Marienfeste die Sprache der Jahrhunderte. Schon die alte Kirche hat Mariä Himmelfahrt als „der Mutter Ehrentag", als den „großen Frauentag" begrüßt und gefeiert. Mitten in die goldene Sommerzeit hinein hat die Kirche dieses Fest gelegt, als sollte Reifen und Vollendung in der Gottesnatur den Hinweis geben auf den großen Lohn- und Ehrentag der „Gebenedeiten unter den Frauen". In den Rang der Hochfeste des Kirchenjahres hat sie den Himmelfahrtstag Mariens eingereiht, mit Vigil und Oktav ihn umgeben. Tausende von Kirchen und Kapellen in Stadt und Land auf das Geheimnis der Himmelfahrt und Krönung Mariens geweiht, in Wort und Bild und Lied durch alle Jahrhunderte sie verherrlicht, die „wegen der innigen Beziehungen zur zweiten Person in der Gottheit aufgenommen ward in den Himmel."

Die Mutter Christi war der hellstrahlende Morgenstern, hoffnungerweckend und siegverheißend im jungen Christentum. Zu ihr schauten auf in heiliger Ehrfurcht die Apostel und die Jünger Christi, zu ihr beteten die Märtyrer in der Arena und die geängstigten Gemeinden im Dunkel der Katakomben. Und die kühnen Glaubensboten nahmen ihr liebliches Bild mit in die fernen Länder, daß sie vielen Führerin werde zu ihrem göttlichen Sohne.

Als damals in den Stürmen der Völkerwanderung die alte römisch-heidnische Kulturwelt zusammenbrach, da schien es eine Zeitlang, als würde Europa arianisch werden. Aber durch die Bekehrung Chlodwigs und seiner Franken kam der Umschwung, und als der mächtige Karl der Große auf den Trümmern des heidnischen Altertums in kühner Genialität die germanisch-christliche Kultur aufbaute, da waren die Völker Europas bereits marianisch geworden, und sie sind es geblieben für ein volles Jahrtausend.

Maria hat sodann als leuchtende und lebenspendende Sonne dem christlichen Mittelalter die Signatur gegeben. Einer der Größten der Mittelalters, der unsterbliche Dante, hat in seinem „Paradiso" das Lob der Magd des Herrn gesungen und sie die „Mittagsleuchte der Heiligen" genannt. Das 12. und 13. Jahrhundert, der Höhepunkt des Mittelalters, war zugleich die Glanzzeit des innigsten und wunderbarsten Ma-



rienkultus.

Die Männer der Wissenschaft in jenen Jahrhunderten rühmten sich, Diener Unserer Lieben Frau zu sein, ein heiliger Anselm, ein heiliger Albertus Magnus, ein heiliger Thomas, ein heiliger Bonaventura, ein heiliger Antonius und vollends der heilige Bernard, der begeisterte Sänger des Salve Regina.

Und als gegen Ende des Mittelalters die Prüfungsstunde der großen Glaubensspaltung schlug, wurden manche Völker für den Glauben ihrer Väter nur deshalb gerettet, weil sie sich vom Marienkult nicht trennen konnten.

„Da wurde die Mutter des Herrn das große Zeichen am Himmel, das den Christusglauben rettete, da lag die Irrlehre, wandelbar wie der Mond unter ihren Füßen.“ (Faulhaber.)

Als freundlicher Abendstern steht das Bild Unserer Lieben Frau über der altgewordenen, in die Nacht des Heidentums zurücksinkenden Kultur unserer Zeit, jener Zeit des Glaubensabfalles und der Religionskriege, der Freigeisterei und des Absolutismus, des Staatskirchentums und der Revolutionen; jener Zeit unerhörter Nöte und erbitterter wirtschaftlichen Kämpfe, einer Zeit höchster Vollendung in Technik und Industrie und eines Siegeszuges der materiellen Kultur.

Auch in dieser so ganz anders gearteten Zeit wird wie ehedem das alte Ave Maria gebetet, zum „Engel des Herrn“ geläutet, das Hochfest Unserer Lieben Frauen, „der Mutter Ehrentag“ gefeiert. Die neue Zeit will nicht bloß Bahnhöfe bauen und gewaltige Kraftwerke, nicht bloß Hochhäuser und Mietskasernen, nicht bloß Riesenschiffe und Riesenflugzeuge, die neue Zeit hat sich trotz aller Materialisierung noch so viel altchristlichen Glauben und mittelalterlichen Idealismus gerettet, um Madonnenbilder zu malen und Marienkirchen zu bauen.

Und welches ist letzen Endes die Erklärung dafür?

Es ist der Zug zur Mutter hin. Die moderne Welt fühlt es instinktiv, daß sie trotz der unerhörtesten Fortschritte auf allen Gebieten menschlichen Wissens und Könnens für gewisse Situationen des Lebens immer noch die führende und helfende Hand und das mitfühlende und sorgende Herz einer Mutter nötig hat.

„Die Liebe aller Mütter zusammen ist jedoch nicht so groß wie die Liebe Marias zu uns, ihren Kindern“, sagt der heilige Bernhard.

Daraus erklärt sich das Vertrauen, das die gläubige Christenheit stets zur Mutter unseres Herrn getragen.

„Wer sich erinnern kann, daß er Maria angerufen und unerhört geblieben wäre“, schreibt wieder der heilige Bernhard, „der mag aufhören, ferner ihre Barmherzigkeit zu preisen.“

Das ist dieselbe Sprache, die uns im Liede so vertraut entgegenklingt:

„Ja, o Mutter, weit und breit
Schallt's durch deiner Kinder
Mitte:
Daß Maria eine Bitte
Nicht gewährt, ist unerhört,
Unerhört in Ewigkeit.“

An „der Mutter Ehrentag“ jubelt und freut sich die katholische Christenheit allerorten.

„So laßt uns alle fröhlich sein im Herrn“, singt im Introitus der Festmesse die Kirche, „heute, da wir das Fest zu Ehren der allerseligsten Jungfrau feiern, über deren Aufnahme in den Himmel sich die Engel freuen und mit vereinten Kräften Gott Lob singen.“

Ja, ein Jubel-, Sieges- und Dankfest soll uns „Mariä Himmelfahrt“ sein. Denn an diesem glorreichen Tage ist an Maria wahr geworden das Wort der Schrift:

„Wenn wir mit Christus leiden, werden wir mit ihm verherrlicht werden.“ (Röm. 8, 17.)

Was soll das heißen: „Mit Christus verherrlicht werden?“

In einer schlichten Dorfkirche steht ein Marienaltar, der gleich beim ersten Male einen tiefen Eindruck auf jeden Besucher macht. Es ist kein hervorragendes Kunstwerk; aber der den

Mit welchem Geist soll ich zur Wallfahrt gehen?

Nach dem Wallfahrtsbuch aus dem Jahre 1799

1) Das Wallfahrten muß in einem Jahre nicht zu oft geschehen, damit man nicht die Pflicht des pfarrlichen Gottesdienstes oder die häuslichen Pflichten anstoße.

2) Ihr müsset, ehe ihr zu Hause weggegangen, euch von der Gewohnheit zu sündigen losgerissen, die nächste Gelegenheit verlassen, fremdes Gut heimgestellt und mit euren Feinden euch ausgesöhnt haben —, kurz: ihr müßt im Begriffe sein, euch ganz zu bekehren.

3) Ihr müsset eure Wallfahrtsreise aus einem Geiste der Buße und der Andacht unternehmen ,die Beschwerlichkeiten derselben als ein Opfer eurer Genugtuung willig ertragen, euch überall still, züchtig, mäßig, erbaulich und bußfertig aufführen, denn nur Gebet, Andacht und Bußfertigkeit werden euch der Gnadeneinflüsse fähig und würdig machen.

4) Die Absicht der Kirche ist: wir sollen uns erinnern, daß wir hienieden Pilgrime sind und keine bleibende Stätte haben, daß wir die Reisen und Mühseligkeiten Jesu Christi beherzigen und durch die Fürbitte der Heiligen ,die ihre Wanderschaft glücklich vollendet haben, unser künftiges Heimatland suchen.

5) Ihr müsset an dem heiligen Wallfahrtsort vor allem euer Herz zu reinigen suchen ;wenn ihr über euer ganzes Leben eine Beicht ablegen wollt, frühzeitig auf den Abend euch einfinden. Ihr müsset mit festem Glauben und gerührter Seele zuerst das hochwürdigste Gut anbeten, dann eure Bitten, die ihr vorzutragen habet, auf christliche und geistige Dinge richten, das heißt vor allem das Reich Gottes suchen, ein kindliches Vertrauen auf die Fürbitte Mariä haben und darin ihr nachfolgen, was sie liebte.

Plan entworfen, hat mit Lebenserfahrung und ehrlicher, christlicher Frömmigkeit gearbeitet.

Und was stellt er dar?

In der Mitte sieht man die Mater dolorosa, die Schmerzensmutter, den Leichnam ihres Sohnes auf dem Schoße tragend. Darüber aber war — welch' ergreifender Gegensatz! — ein Himmelfahrtsbild, die glorreiche Krönung Mariä im Himmel dargestellt. Der da unten matt und kraftlos mit geschlossenen Augen in den Armen seiner Mutter ruhte, den sah man da droben wieder als majestätischen König in Himmelsglanz und Himmelsglorie. Eine Strahlenkrone auf seinem Haupte, einen mächtigen Purpurmantel um die Schultern, das Königszepter in der linken Hand, so saß er da voll göttlicher Majestät und doch voll unendlicher Milde auf einem reichen goldenen Thron. Mit der Rechten senkte er feierlich eine schimmernde Goldkrone nieder auf das Haupt seiner Mutter, die da unten als Schmerzensmutter, hier oben aber in himmlischer Schönheit als anmutige Jungfrau mit lang herabwallendem Lockenhaar, mit demütig gesenktem Blicke und betend erhobenen Händen vor ihm kniete.

Rings umher Englein ohne Zahl. Zum Klange der Orgel, der Harfen, der Zithern, der Flöten und Geigen sangen sie voll Freude und Begeisterung ein himmlisches Lied: „Regina coeli laetare!" — so stand es deutlich auf dem Notenblatte eines Engels zu lesen — „Freu 'dich, du Himmelskönigin, freu' dich, Maria! Freu' dich, denn alles Leid ist hin. Alleluja!"

Das war offenbar der Gedanke, der bewußt oder unbewußt dem Künstler vorgeschwebt hatte.

Und er ist auch der Inhalt des Festgedankens am „Ehrentag der Mutter."

Unfein

„Der Wimpel hat ‚Idiot' zu mir gesagt!"

„Wie unfein! Das denkt man wohl, aber man sagt es nicht!"

Des Wohltuns Frucht genießt der Gute, Gewaltat ist der Bösewichter Gier.

Bibel

Der Roggenschatz

Von Fanny Wibmer-Pedit

Der Matthias Rauderer war ein Bauernbub, recht ein stämmiger. Mit der Arbeit stand er schon seit frühester Kindheit auf gutem Fuß. Das lehrte ihn sein Vater, der ein großer Bauer war, das heißt nicht so von Gestalt, aber an seinem Besitztum. Er hat es aber doch nur aus großer Armutei so weit gebracht. Dieser Aufschwung aber, munkelten die Leute, soll mit etwas Geheimnisvollem, mit einem Schatz verbunden sein.

Die Rauderer aber ließen dies Geheimnis nie recht unter die Leute. Es sollte nur jeweilig der Hoferbe allein davon erfahren haben. Es wird wohl ein altes Familienvermächtnis gewesen sein.

Eines aber dünkte die Buben und Dirnlein vom Rauderer Matthias gar seltsam. Sprang er noch so im tollen Uebermut, in Spiel und Scherz seiner ersten Kindheit über Wiesen und Felder, nie riß er einen Halm aus dem Boden, reif oder unreif, und konnte gar zornig werden, wenn es ein anderer tat. Später, als er schon mitwerken mußte, war er noch achtsamer. Wenn je ein unreifer Halm, vom Sturmwind geknickt oder von Kindermutwillen niedergesprungen, über dem Weg lag, nahm er ihn auf wie ein gütiger Samaritan und legte ihn sanft über die anderen Halme hinein. Dann meinte er: „Etwan wird er wieder eins mit der Erden und kommen seine Körnlein doch noch auf die Tenne." Wenn aber das Korn in Reife stand, da suchte er mit scharfem Geschau gar emsig am Boden hin, und selbst die Aehren, die schon in die lockere Ackerfurche getreten waren, löste er sanft aus den Schollen heraus, hob sie auf und trug sie heim. Was dort damit geschah, hat niemand mehr gesehen.

Auf diese Weise aber brachte der Matthias wohl den Sack voll Aehren zusammen, den er dann als letzte Lage den Knechten und Dirnen unter die schwingenden Dreschflegel hinstreute. Das ausgedroschene Korn tat er wieder sorglich in den Sack und trug ihn als letzten Erntesegen gar feierlich in die Kornkammer, als wenn die Körnlein das Kostbarste wären.

So tat der Matthias Rauderer als Kind, mehr im blinden Gehorsam, denn aus Verstand und Willen. So tat er als Jüngling, schon mit einer bestimmten ehrfürchtigen Absicht. So tat er fort, wie er schon Brautwerber und junger Bauer war.

Seinem abgestorbenen Vater aber legte er ein kleines Säcklein Roggenkorn in die Totentruhe als Zeichen seiner kindlichen Dankbarkeit.

Der Matthias Rauderer wurde noch ein größerer Bauer, als sein Vater war.

Im heißen August neigten sich seine Roggenhalme schwer und satt, und wenn ihm auch da und dort der Hagel einen Strich erschlug, glich es sich in Gottes Namen wieder wo anders aus, denn auf Feld und Wiese, Acker und Wald lag ein reicher Segen.

Des Matthias Rauderer Buben aber schossen auch wie die Halme empor. Strohgelb waren ihre Haarschöpfe und rauschend die gesunde Pracht ihrer blühenden Leiber. Der Aelteste von ihnen hat auch wieder Matthias geheißen. Der aber war aus der Art geschlagen. Der riß die geknickten Roggenhalme unbekümmert aus des Vaters Ackerland und trat ungescheut auf die reifen Roggenähren, die am Boden lagen. Da er aber doch der Hoferbe war, nahm ihn sein Vater einmal ordentlich ins Gebet.

„Ich will dir erzählen von unserm alten Roggenschatz! — Jed Körnlein, dem du das Reifen wehrst, jed Körnlein, das deine Schuhnägel zermalmen, bringen dich dem Bettelstab

näher. — Und überdies, jed Körnlein, das zugrunde geht in Nichtachtung des heiligen Brotes, das von Gott kommt, das mahlt der Teufel, und des Teufels Großmutter backt Brot daraus, die Brote werden dir in deiner Sterbestunde glühend auf die Brust geschichtet. Das böse Gewissen und die verkürzte Armut treten die Blasebälge dazu, daß die Brotlaibe lange glühend bleiben und du um deinen Leichtsinn und Uebermut elendiglich zugrunde gehen mußt!"

Da lachte Mattias Rauderer, der junge, seinem Vater hellauf ins Gesicht. Und er meinte, die Geschichte des Roggenschatzes sei nur ein närrisches Märlein, um dessentwillen er nicht weniger schlafen und nicht minder lustig leben wolle .

Auf das hin verwehrte der Bauer dem übermütigen Buben, der seiner Lehre also spottete, das Haus und Erbe, zahlte ihm sein Lidgeld (Muttererbe) aus und verwies ihn in die weite Welt.

In der Fremde sollte er nun das Brot schätzen lernen, das er sich in schwerem Herrendienst nun verdienen mußte?

Der arme Matthias Rauderer aber erlernte es nimmer, er war eben aus der Art geschlagen. Er verdarb und starb.

Seine Mutter weinte viel, nächtelang, über das Elend ihres Kindes. Aber es war geschehen. Der nächste Bub, der ins Erbrecht trat, hat Joseph geheißen.

Der ehrte wieder den Roggenschatz, als wäre er von jeher zum Erben geboren gewesen. Schon sein Kinderfuß wich sorglich jedem Halm aus, und seine schweren Mannsschuhe betraten allzeit den rechten Weg der Arbeit.

Der Roggenschatz blühte von Jahr zu Jahr ,und der Joseph wurde noch der größere Bauer, als es sein Vater war, derweilen sein Bruder in der Welt draußen verdarb.

Die Mutter wurde grau über ihres ungeratenen Kindes Unglück und uralt.

Der Vater aber sagte ernst und hart: „Es fällt öfter ein Apfel über den Zaun und verfault auf der Straße."

Das ist die Geschichte vom Roggenschatz.

Hingabe

Dein sei das Auge:
du hast es gebildet, die Wunder
deiner Macht zu schauen.
Dein sei das Ohr:
du hast es gebaut, dein Wort zu vernehmen.
Dein sei die Hand:
du hast sie geschaffen, dein Werk zu vollbringen.
Dein sei das Herz:
du hast es gestaltet, dich zu lieben.
Dein sei der ganze Leib:
du hast ihn aus Nerven und Gebein, aus Fleisch und Blut gefügt.
Dein sei die Seele, sei der unsterbliche Geist:
du hast ihn dir zum Ebenbild erschaffen.
Alles ist dein Werk,
darum sei alles zu deiner Verehrung geheiligt.
Alles, was ich bin und habe, sei nur dazu tätig, deinen Willen zu erfüllen.
Dein bin ich heut und allezeit.
Dein Wille geschehe an mir und an allem, was mein ist, und auch an allem, was nicht mein ist.

Johann Michael Sailer.

Gebet der Bedrückten

Herr, unfähig sind wir, — Aus eigener Kraft — Das harte Geschick zu ertragen. — Fremde und eigene Sünden — Beugen uns tief. — Schenke Kraft uns und Licht. — Die Knechtung des Leibes — Durch äußere Folter — Und Mühsal — Und der törichten Meinungen — Wildes Gebrause — Zermürbt und verwirrt uns, — Herr, schenke uns Licht. — Vermehre den Glauben — In uns, — Damit die Seele erstarke und lebe! — Und wir groß und stark, — Nicht leidfrei, — Sondern als Kämpfer — Alles Mißgeschick, alle Not — Zu meistern vermögen — Dir treu.

Heinrichjoseph Sattler

„Der Hilfesschrei des Armen dringet durch die Wolken und ruhet nicht, bis er zum Ziele kommt. Er weichet nicht, bis daß der Höchste herschaut und Recht auch schafft."

(Bibel—Sirach)

Ein wahrer Zeuge ist Lebensretter. Jedoch wer Lügen spricht, ist ein Verderber. Bibel

Jede Arbeit bringt Gewinn. Doch leeres Reden führt zur Armut.
Bibel



Zur ewigen Ruhe

Am 15. Juli starb der hochwürdige Oblatenpater Joseph Schulte O. M. J., Pfarrer der St. Aloisiusgemeinde zu Allan, Sask. Einen Monat später, am 15. August, sollte Pater Schulte sein goldenes Ordensjubiläum feiern. Nun hat ihn der Herr zu sich genommen. Was heißt es auch schon, hier auf Erden ein Jubiläum zu feiern? Das schönste Fest ist doch oben bei Gott. Der gute Pater Joseph Schulte wird dem Herrn ganz gewiß dankbar sein, daß er endlich von seinem langen Leiden erlöst wurde.

Pater Joseph Schulte O.M.J. war ein Mann, der nicht so leicht vergessen werden wird. Heute noch reden die Leute hier in Regina von ihm. Im Jahre 1933 kam Pater Schulte nach Regina. Seine allerbesten Freunde waren die Kinder und die ganz alten Leute.

Pater Schulte trat noch vor der Jahrhundertwende den Oblaten bei. Seine Gymnasialstudien machte er im bekannten Oblatenjuniorat St. Karl. Nach seinem Noviziate wurde er nach Hünfeld geschickt, wo er seine philosophischen und theologischen Studien vollendete. Es war immer Pater Schulte's Wunsch, Volksmissionar in Deutschland zu werden. Die Kanzel zog ihn an. Nach seiner Priesterweihe mußte er jedoch erfahren, daß die Ordensobern ihm ein ganz anderes Arbeitsfeld bestimmt hatten. Er erhielt Befehl, sich nach Südwest-Afrika zu begeben, um dort als Missionar unter den Schwarzen so wie auch unter den europäischen Ansiedlern zu wirken.

Die allererste Arbeit, die der junge Missonar in Afrika leisten mußte, war sich auf's Pferd zu setzen und in den Krieg zu ziehen. Es waren damals große Unruhen unter den Heronegern ausgebrochen, die die deutschen südwest-afrikanischen Truppen zu unterdrücken suchten. Pater Joseph Schulte mußte als Militärkaplan mit.

Nach diesem Kriegszuge kam Pater Schulte dann in die Missionsarbeit. Neunundzwanzig Jahre verbrachte er in Südwest-Afrika. Im Jahre 1933 kam er dann nach Canada. Seine Gesundheit war geschädigt. Die Aerzte rieten ihm, Afrika zu verlassen.

Pater Joseph Schulte begann seine canadische Priesterarbeit in Regina. Er war bereits über fünfzig Jahre alt, als er hier ankam. Das hinderte ihn aber nicht, sich noch einmal an den Studiertisch zu setzen und die englische Sprache zu lernen.

Nachdem Pater Schulte eine den Gemeindekindern der St. Marienkirche viel zu kurze Zeit in Regina verbracht hatte ,wurde er zum Pfarrer von Lemberg, Sask., später zum Pfarrer zu Grayson, Sask., und vor einigen Jahren zum Pfarrer von Allan, Sask., ernannt.

In Grayson bereits begann Pater Schulte's Herz nachzugeben. Als er die große Gemeinde von Allan übernahm, fühlte er sich wohl etwas besser, er schonte sich jedoch nicht. Eines schönen Sonntags, im September 1946, brach er nach der Frühmesse zusammen. Er konnte das Hochamt nicht mehr abhalten. Seit jener Zeit konnte Pater Joseph Schulte sich nicht mehr so richtig erholen. Es ging mit seinem Herzen bergab. Fast das ganze letzte Jahr verbrachte er im Krankenhause zu Melville, Sask. Dort starb er auch am 15. Juli dieses Jahres.

Pater Jos. Schulte's Andenken wird lange in den Herzen vieler seiner Freunde bleiben. Wen Pater Schulte gern hatte, den hatte er mit einem Herzen gern, das fast keine Grenzen kannte. Das wissen alle, mit denen er zusammenkam und mit denen er zusammenarbeitete. Wolle der gute Jesus, dessen Priester Pater Jos. Schulte 45 Jahre lang war, ihm jetzt den ganzen Segen Seines göttlichen Herzens schenken. Wir, die wir ihn kannten, wollen ihn in unseren Gebeten nicht vergessen.



Golgatha, d. h. nicht mehr Schädelstätte, Acker des Grauens — Golgatha — das ist Heilig Land. Da blühen Blumen aus der Krume, die Heilands Blut trank, wie niemand auf Erden sie schöner gesehen. Da schwinget in der Luft der Jubel der Engel. Da leuchtet das Licht der Verheißung des ewigen Lebens.



Unser 1948 O. M. I. Goldjubilare

P. Jos. Schneider O.M.J.

Wenn wir Umschau halten unter den Mitgliedern der St. Marienprovinz von Regina, entdecken wir unter ihnen eine ganze Reihe, die vor der Jahrhundertwende geboren sind. Nur eine handvoll von ihnen trägt freilich den Goldkranz der ewigen Gelübde im schneeigen Haar. Der 15. August dieses Jahres wird dieser Jahres wird dieser auserlesenen Gruppe drei weitere Jubilare hinzufügen:

P. Peter Habets aus der St. Petersgemeinde bei Macklin.

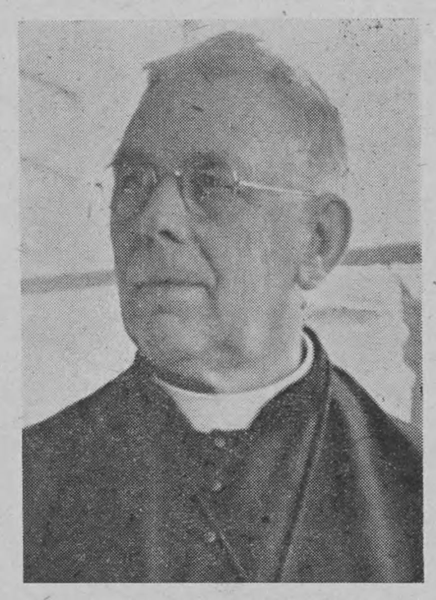
P. Joseph Schulte in Allan, Sask., gestorben am 15. Juli 1948.

P. Theodor Schweers in Tramping Lake.

Die drei stammen aus dem rheinisch-westfälischen Industriegebiet. An den Oblatenschulen der Alten Heimat haben sie miteinander ihre Studien gemacht. Zusammen verbrachten sie auch ihr Probejahr im Noviciat. Zusammen knieten sie vor 50 Jahren mit der brennenden Kerze in der Hand am Altar, um sich in den ersten Gelübden der Unbefleckten Mutter Gottes zu weihen. An ein und demselben Tag wurden sie 1903 zur Würde des Priestertums erhoben.

Von einander getrennt hat sie kurze Zeit später der Wille der Generalverwaltung in Rom, der das hohe Recht zusteht über die Ordensmitglieder zu verfügen und sie über die weite Welt zu verteilen. P. Schweers erhielt den Marschbefehl für die Albertaprovinz mit dem Hauptquartier in Edmonton. Von hier aus ist er später südlich gewandert und nach südost ins benachbarte Saskatchewan, um an den Sammelpunkten der deutschen Einwanderung seinen Mann zu stellen.

P. Habets wurde der Manitobaprovinz zugeteilt; sie verwertete seine reichen Talente im katholischen Zeitungsgewerbe in Winnipeg; ermunterte ihn zugleich zur Betätigung in der Kirchenmusik, die zeitlebens sein Lieblingsgebiet geblieben ist. Der inzwischen verstorbene P. Jos. Schulte wurde in das jetzige Vikariat Windhök in S. W. Afrika als Wirkungskreis verwiesen; es lag noch in den Anfangswehen seiner kirchlichen Entwicklung. So wurden die drei auseinander gerissen und in alle



P. Th. Schweers O.M.J.

Winde zerstreut. Wer hätte damals gedacht, daß sie sich im Leben je wieder zusammen finden würden? Und doch sind sie heute wieder ziemlich nahe bei einander; sie begehen alle ihren großen Gedenktag in der Diözese Saskatoon.

Vereint hat sie nach vielen Jahren die St. Marienprovinz von Regina, die alle deutschsprechenden Oblaten im Canadischen Westen in ihrem Schoß versammelt hat. P. Schweers und P. Habets haben sich ihr angegliedert bei der Gründung der Provinz in 1926. P. Schulte schloß sich ihr einige Zeit später an, nachdem er 28 Jahre lang auf dem Afrikanischen Missionsfeld sich geopfert hatte.

Wir sprechen ihnen als treuen Arbeitern im Weinberge Gottes unsere aufrichtige Bewunderung aus. Umstrahlt von echtestem Pioniergeist stehen sie vor uns.

Wir können uns kaum das harte Los eines Wüstenmissionars vorstellen. Tag und Nacht auf dem Pfad inmitten der Calahari des Afrikanischen Südwestens. Mit dem Ochsengespann oder im Sattel. In der Tropenhitze, zwischen Schlangen und wilden Tieren. Nur hier und da eine weiße Farmansiedlung oder ein ärmliches Dorf im Grubengebiet. Aber um so mehr feindliche Negerstämme mit tiefverwurzelten heidnischen Greueln und tyrannischen Häuptlingen. Sie zu bekehren bedeutete einen erbitterten Kampf mit allen Mächten der Hölle. Manche unsrer Patres haben Jahr um Jahr mit diesen gerungen und sind ins Grab gesunken, ohne je die geringste Frucht ihres Schweißes und ihrer Opfer zu buchen. P. Schulte wußte davon zu erzählen. Nun ist er tot.

Viel leichter können wir uns in die Pionierzeit des Canadischen Westens zurückdenken. Wie arm waren die ersten Ansiedler! Lebten im Rasenhaus. Ringsum her erstarrende Einöde! Erschreckende Hitze im Sommer und arktische Kälte im Winter! Der Priester lebte unter ihnen und teilte in allem ihr bitteres Los. War dauernd unterwegs. Pendelte mit seinem Wägelchen hin und her zwischen den 8 oder 12 Plätzen, die man seiner Sorge anvertraut. Ueber Steine und Gopherlöcher hinweg gings auf der endlosen Prairie, die ohne Weg und Steg sich vor seinen Augen spreizte. Es war richtige Schwerarbeit im Steinbruch des Herrn.

Die primitive Lebensweise, die die Umstände auf sie zwangen, hat unsern drei Priestergreisen nicht geschadet. Die Zeichen des Alters tun sich langsam bei ihnen kund. Aber wenn sie die 70 erreicht und nun in ihren stillen Prairiepfarreien das goldene

Jubelfest ihrer Gelübde feiern können, verdanken sie es zum großen Teil der frischen Luft und dem ungekünstelten Dasein, deren sie sich zeitlebens haben erfreuen können. Ihre Seelen hat die armselige Lebensweise in den Myrrenduft des Opfers getaucht; hat sie reich gemacht an großen Verdiensten im Gottesreich. Und dazu beglückwünschen wir sie am allermeisten. Es ist das Schönste und Tröstlichste, was man ihnen bei ihrer Jubelfeier zurufen kann. Jeder von ihnen kann in Dankbarkeit die Worte des hl. Paulus auf sich anwenden: Ich habe den guten Kampf gekämpft, den Lauf vollendet, den Glauben bewahrt.



Pater P. Habets O.M.J., zweite Reihe, fünfter von links.

Wäre es nicht wünschenswert für alte Oblatenmissionare, wenn sie sich nach ihrem Goldjubiläum in ein Alterheim des Ordens zurückziehen könnten? In schönem Klima und in lieblicher Umgebung? Irgendwo an der Pazifischen Küste oder auf Vancouver Island? Unsre zwei Jubilare denken nicht daran. Bisher ist es ihnen vergönnt gewesen stets einen Platz im Weinberg Gottes auszufüllen. Sie empfinden es als größere Freude als an den Liegestuhl gebunden ihre letzten Tage zu verbringen. Möge der Himmel sie ihrem Ideal in Frieden erhalten ,während ihre Lebenssonne langsam am westlichen Horizont versinkt.

Heilige Mission in Claybank

Gewiß waren alle hier in der St. Joseph's Pfarrei von Claybank, erfüllt von hl. Freude, als unser hochw. Herr Pfarrer J. M. Heinrich uns vor einigen Wochen eine heilige Mission in Aussicht stellte. Die schönen, weihevollen Tage und Stunden sind jetzt bereits vorüber, und wir möchten nun gerne dem lieben Marienboten etwas davon erzählen.

Pater H. Krawitz O.M.J. war dieses Mal unser Missionar. Er kam am 19. Juli hier an, und nächsten Tages sollte die Mission beginnen. In der folgenden Nacht regnete es aber ganze Bäche, und am Morgen standen die Wege vollständig unter Wasser. Es regnete fast volle 24 Stunden ununterbrochen, so daß unsere Mission um zwei Tage verzögert wurde, da die Leute unmöglich kommen konnten. So waren wir glücklich und froh, Pater H. Krawitz für volle 8 Tage in unserer Mitte zu haben.

Für die erste Predigt stand unser hochw. Missionar im Chor. Er ist nämlich klein von Gestalt, und die Kanzel unserer Kirche zu hoch für ihn. Den guten Leuten gefiel dies aber gar nicht, sie meinten: „Wir wollen unsern Missionar nicht nur hören, sondern auch sehen." So hatten geschäftige Hände gar bald eine regelrechte Plattform gezimmert, und zur Kanzel getragen. Für die zweite und alle andern Predigten konnte dann der Missionar die Kanzel besteigen, und auf der Platform stehend, war er genau so groß wie Pater J. Schneider O.M.J., der uns vor 8 Jahren die Mission predigte. Das mit der Plattform war wirklich eine sehr gute Idee, darum: „Alle Achtung, vor den Claybankern".

Wir wüßten nun so viel Schönes zu erzählen, von der Mission und unserm hochw. Missionar. Wir wissen aber, daß Pater H. Krawitz ganz nahe beim lieben Marienboten sitzet, und jedes Wörtchen hört. Wir wissen daß das demütige Priesterherz unseres Missionars und das des Schriftleiters ein und dasselbe ist, und fürchten, daß gar manches, das wir hier gerne wiedergeben möchten, einfach durchgestrichen werden könnte. Und so wollen wir all das Schöne lieber still im Herzen tragen.

Es darf aber doch erwähnt werden, daß der Schluß dieser hl. Mission so feierlich und schön war, wie vielleicht noch niemals zuvor. Der Missionar hatte in seiner Schlußpredigt unter anderm die Claybanker Pfarrkinder eindringlich ermahnt, ihren Priester und Seelsorger niemals in ihrem Gebet zu vergessen, und als das schöne Lied „Großer Gott" verklungen, da dankte ihm Pater Heinrich mit warmen Worten, er sagte uns auch ferner, wer Pater Krawitz eigentlich ist . . . Da blieb wohl kein Auge trännenleer. Es waren dies Tränen der Freude, des Glückes und des Dankes gegen Gott, den allgütigen Vater.

Diese hl. Mission wird gewiß allen unvergeßlich bleiben. Möge der liebe Gott unsern hochw. Missionar segnen, ihn erhalten, um noch viele, viele Jahre wirken zu können, am Heil der Seelen. Das ist der aufrichtige Wunsch und unser Gebet für ihn.

Von uns Allen.

Welt und Not in Wellenburen

Bei einfachen Leuten in alter Zeit

Erzählung von Paul Burg

Antej Margret richtete sich schwer im Bette auf und zog mit vorsichtigen Händen die dicken Wollstrümpfe unter der Bettdecke an. Sie fühlte sich matt und abgeschlagen diesen Morgen. Ihr Mann war schon aufgestanden. Er tastete sich mürrisch durch die dunkle Stube ans Fenster, suchte nach Zündschwamm und Stein auf dem Brette und schlug Licht.

„So eine stickigte Finsternis noch in der Welt, Arbeit hat man keine und muß hinaus, wegen so einem lumpenen Kerl den Weg machen. Hast wenigstens ein' Napf Gerstkaffee un' ein Knubben Brot auf den Marsch?"

Er setzte sich unwirsch an den Tisch und schob die flackernde Tranfunzel zurück, daß der Docht schwelend im Kännchenhalse schaukelte. Mürrisch starrte er in die gelbe Flamme, die seinen Schatten breit und groß gegenüber an die weißgetünchte Wand warf. Das wenig verschnittene Blondhaar stand ihm zu Büschen gesträubt über der hochgestreckten Stirn, aus der die breitrückige Nase tief ins Gesicht schattete. Um die wulstigen Lippen wucherte ihm ein wilder Schnauzbart wie einem wallensteinischen Landsknecht. Auch seine Augen hatten einen düsteren, finsteren Zug, wo aber das Licht sich tiefer hineinstahl, schien es auf herzensguten und heiteren Grundspiegel einer braven Mannesseele.

Jetzt löste er seinen Blick aus dem Funzelschein und sah sich in der Stube um. Blankgescheuert, sandbestreut strahlte die Diele, das breite Bett in der Ecke mit dem bunten Bezug, die Kommode mit der gefälteten Häckeldecke, dem blitzenden Handspiegel darauf, an den Fenstern, die buntkattunen Gardinen. Tisch und Stuhl von poliertem Holz, das alles blickte ihn so heimlich und häuslich an. Obendrein schüttelte draußen im Garten der Märzsturm wild im alten Birnbaum und peitschte die Sträucher gegen die Hausmauer. Jetzt hatte auch Antje Margret, vor dem Ofen hockend, die Glut aus der Asche aufgestöbert, daß die helle Flamme hochschlug: wahrhaftig, Klaus Friedrich Hebbel hatte ein gemütliches Heim.

Was hatte er denn überhaupt auszustehen? Der Winter ohne Arbeit war nun vorbei, und das Mauern im Sommer brachte reiche Batzen. Sein Weib hatte ihm dieses schmucke Haus samt Hof und Garten mit all dem blanken Nutzgerät zur Ehe gebracht. Zwei Parten Mietsleute brachten auf Ostern und Martini den pflichtigen Mietzins ein, und die Antje Margret, ein gutes, anstelliges Weib selber, scharwerkte tüchtig im Haus und ging zur Aushilfe.

Antje Margret trat jetzt mit der braunen irdenen Kanne und dem Milchtöpfchen an den Tisch. Klaus Friedrich hielt seine breite Nase über die dampfende Brühe und brummelte in seinen wirren Rotbart, so armem Pack wie ihnen müsse es schon gleich sein, ob der Napoleon die Landsperre aufhöbe oder nicht, in sein Haus käm' doch nimmer eine richtige Kaffeebohne.

Da verwies ihn Antje Margret lächelnd: „Hast nimmer gemerkt, wann ich von der Aushilf' ein Becherlein Bohnen heimgebracht und dir eins ums andere ins Gerstengemahlene gemengt hab', Klaus?"

Sie schnitt ihm ein breites Stück Speck von der sorglich im Rauch des eigenen Hauses gebräunten fetten Speckseite. Bei der Hochzeit im Sommer hatte der Vater — was tat der Selige nicht alles für seine Antje Margret! — ihnen das Schwein für den Winter versprochen und zwischen Weihnacht und Neujahr ausgeschlachtet und ins Haus geschickt.

Sie sprach heiter vor sich hin, während sie am Specke schnitt: „Der Vater hat recht behalten: Müßt aufs Essen bedacht sein, wann ein Mäulchen mehr ist nachher."

Das aufgefrischte Scherzwort, das sie so oft bei sich erwog, fand in des Mannes Herzen keinen Widerhall. Er packte den Knubben hartbacken Brot, schob ihn in seine Wamstasche und ließ die dicke Speckschnitte zurück. „Heb's auf für deinen Fresser, da!"

Antje Margret schrie leise auf.

„Ja, du!" wiederholte er grimmig und stieß einen zischenden Laut zwischen seinem fuchsroten Hetzbart her-

Dank dem Herrn

Nun in des Herbstes Tagen — Kehr' ich von fernen Wegen — Zurück in diese Felder, — Die ich dir einst gebaut; — Und froh mein Herz muß schlagen, — Denn reicher Aehrensegen — Wallt golden mir entgegen, — Wohin das Auge schaut.

O Dank, Herr, deinen Hulden, — Daß vor des Sturmes Wüten — Und Dürr' und Wurmesnagen — Sie schützte deine Hand — Trotz meiner Schwäche Schulden! — O, wollest ferner hüten — Die Früchte und die Blüten — In dir geweihtem Land.

vor, „Kinder, ja, ja, Kinder! Das ist wie wenn Wölfe ins Haus fallen. Fressen allweil die eigenen Eltern auf.“

Antje Margret legte ihm ihre schmale Hand auf den dickgefütterten Aermel: „Hab' keine Angst, Mann, daß du hungern mußt. Das laß mein' Sorg' sein. Ich . . . “

Heftig fiel er ihr ins Wort.

„Das sagst du heut .Wirst sehen, daß Häfen und Näpf leer sind und die Schreihäls' nach Futter Brüllen. Was willst dann tun?“

Seine Frau sah ihn verweisend an.

„Du, was dich trifft, hast doch dein Tagkost beim Bau.“

Als ärgere ihn der milde, weiche Schein in ihren großen, blauen Augen, schrie Klaus Friedrich sie an:

„Alsdann bewahr' dein' Speck auf, Weib. Ich sag's dir!“

Nun war mit einem Male das weiche, verträumte Leuchten aus ihren Augen gewichen. Sprühend von heißem Zorn sprang sie auf, griff die Speckseite und schleuderte sie an ihrem Manne vorüber gegen die Wand.

Er warf die Tür fluchend hinter sich zu, und sie sank am Tische laut aufweinend zusammen.

Draußen heulte der Märzsturm ums Haus und blies durch alle Ritzen und Fugen. Erschauernd schlich Antje Margret vom Tisch zum Ofen, blies das Feuer an und hockte sich neben die Glut. Daß nicht unnütz Oel verbrenne, machte sie sich noch einmal auf den Weg an den Tisch zurück und löschte die Funzel aus. Der flackernde Feuerschein auf die Diele wies ihr die Schritte durch das frostige Dunkel der Stube.

Am Ofen hockend verfolgte sie mit umflorten Blicken das erste Dämmern des Morgens, wie es durch die niedern Fenster ins Zimmer schlich. Mählich ragten die Umrisse von Stuhl auf Tisch, von Bank und Schrank aus dem nochundurchdringlichen Gewoge der Nebel und Schatten vor ihren tränenden Blicken.

Mit welcher Freude hatte Klaus Friedrich den Tischaus der Werkstatt auf seinen Schultern geradewegs hierherins Haus getragen! Sie sah das Bett, die Kommode sich aus den weichenden Schatten der Nacht erheben, suchte den Stuhl zwischen Bett und Kommode, wo Klaus immer so gern saß, wenn er abends vom Werken und Mauern heimkam und sich ein geistliches Liedchen sang, einen frommen Choral vor dem Abendbrot. Da hatte er diesen Winter noch so manchen Tag, als sie sich bei der Aushilfe verhoben hatte und an frühen Wehen tagelang zu Bette lag, zu ihren Häupten gesessen, hatte Geschichten und Märchen erzählt aus Kindertagen.

Er war doch so ein frohgemuter, guter Gesell gewesen, als sie ihn kennengelernt, wann er die Woche über von Meldorf nach Wesselburen kam zum Mauern. Sie waren sich gut geworden, und nun blieb er den Sonntag in Wesselburen, versprach sich mit ihr und betrieb die Hochzeit. Was konnt' er nicht schwatzen und erzählen, wenn sie abends ums Dorf wandelten, Seite an Seite geschmiegt! Mit dem ersten Schritt unter das Dach des Hauses, das sie ihm stolz und froh zur Ehe gebracht hatte, war er dann so streng geworden und tat nun oft gar schroff, als müßt' ihn eine schlimme Last drükken.

Vielleicht lag es am Winter, wo niemand was zum Mauern gab, dachte die junge, blonde Frau im Morgenschein am Ofen bei sich und lächelte wieder über ihren Bären, der sich so unbehilflich und schwerblütig im Hause anstellte.

Die Stube war nun gänzlich taghell, das muntere Feuer im Ofen warf nun einen zuckenden, matten Schimmer auf die Diele. Die junge Frau trat ans Fenster und blickte in den Garten. Da hatte der Nachtsturm den schönsten Ast aus der Birnbaumkrone gebrochen. Im Holz saß der Wurm, braunes Mehl rieselte aus seinen feinen Gängen; der schöne Baum ließ ja schon so manches Jahr die frühen Birnen schwächlich aus dem Wipfel fallen.

Ihre Blicke gingen bewundernd und mitleidig am wetterharten Stamme auf und nieder. Da sah sie gegenüber den Nachbar Tischler lustig über den Zaun nicken. Er schmauchte schon seine Morgenpfeife und ließ den Wind heiter gewähren, der ihm die blauen Rauchschwaden wild vom Munde riß und wirbelnd in den nassen Märzborgen streute.

Antje Margret erwiderte den Gruß, aber als sie lächelte, verzog sie ihr Gesicht in jäh krampfendem Schmerze und sie sank wie ohnmächtig auf den Stuhl am Fenster. Eiskalter Schweiß brach ihr aus, mit zitternden Händen wischte sie die fieberheiße Stirn. Langsam wich der drängende Schmerz und ihr Blick suchte furchtsam nach Ablenkung in der Stube, schweifte wieder durch das Fenster. Von ihrem erhöhten Sitz aus konnte sie über die hohe Planke lugen, die neben dem Tischlergarten herlief und auch den eigenen grenzte. Da stelzte ja auch der grämliche Prediger schon zwischen den Beeten und neigte sein lederfarbenes Pergament-

Maria Himmelsfahrt

Du Stern, wohl über alle groß,
Der dienend leis' verglühte,
Nun stehst du wie ein Flammenstoß
In Gottes ew'ger Güte.
Du Blütenreis, der Zeiten Traum,
Des Frucht die Völker harrten,
Nun bist du wie ein gold'ner Baum
In deines Sohnes Garten.
Du Herz, dem keins der unsern gleich
An Tränen und an Liebe,
Nun thronest du im Himmelreich,
Daß uns ein Fürsprech bliebe.
Du Stern, du Ros', du liebes Herz,
Wir grüßen dich ohn' Ende;
Geleit uns heim aus Lust und Schmerz
In deines Sohnes Hände.

M. Oswald.

gesicht auf die frühen schönen Blumen, die alle Jahre in Pastors Garten blühten und die Kinder an den Plankenzaun lockten ,durch Spalten und Risse nach den fremdländischen, bunten Herrlichkeiten blinzelnd Ausschau zu halten, die in Wesselburen zugleich mit den Schneeglöckchen den Frühling verkündeten. Der steifnackige Pfarrer besichtigte und beroch sie wie jeden Morgen, ließ sich auch heute vom Wind die kalten Regentropfen in sein Ledergesicht. in die braune Perücke peitschen.

Antje Margret mußte die Augen schließen, als sie jetzt wieder auf ihn sah, so plötzlich riß sie ein neuer Krampf in sich zusammen. Fröstelnd mit klappernden Zähnen wartete sie ab, bis der Schmerz nachließ, ging dann langsam, schwankend zum Bett und band sich das große weiche Umschlagtuch um, das, von der Mutter geerbt, nachts zu ihren Füßen lag.

Sie setzte sich auf den Bettrand und empfand eine herbe Trauer im Herzen, warum Klaus Friedrich heut gerade den Weg nach Meldorf machen mußte und sie so unfreundlich und ohne Gruß gelassen hatte in ihren schwersten Stunden. Freilich, die Mutter hatte einst lachend gesagt, dabei könne ein Weib seinen Mann nicht gebrauchen.

Wieder riß sie eine Wehe nieder, daß sie ächzend zur Seite in die Kissen sank und mit knirschenden Zähnen die Fäuste ballte. Als der Schmerz nachließ, raffte sie sich hoch, hob das Speckstück auf, daß sie vor Zorn wider ihren Mann gegen die Wand geschleudert hatte, und schleppte sich mit schwindenden Kräften zur Tür auf den Hausflur. Sie horchte. Der alte Mauersmann Klaus Ohls, der ihnen gegenüber wohnte, pfiff sich schon am frühen Morgen ein Liedchein in seiner Stube. Sie pochte an und trat ein. Die kleine, krumme Frau Ohls goß ihm eben den Kaffee ein. Er saß hinter dem Tisch und bließ mächtige Dampfwolken aus seiner Pfeife, die seine große, rote Nase fast verhüllten und sich wie liebliche Himmelswölklein um seine spitz zulaufende gewalkte Mütze ballten.

„Die Madam Hebbelsche! Der Herr Gemahl noch in den Federn? Ja, es ist ein Leid mit dem Winter, ich weiß," erzählte er darauflos und packte mit seinen dicken, roten Händen die Kaffeetasse. „Der Winter, der bringt den Maurer hin, da sind auch meine dreißig Gesellen geblieben, die ich im Akkord auf dem Bau stehen hatte. Kegelklub und Weintrunk haben nichts damit zu schaffen gehabt, wie man mir immer am Zeuge flicken will," schloß er mit einem vieldeutenden Seitenblick auf seine Frau.

Antje Margret, am Türpfosten lehnend, stieß einen ächzenden Laut aus. Sie krümmte sich mit klammernden Händen. Die beiden Alten fuhren erschreckt auf. „Ja, geht's denn schon an?"

Die alte Ohls nahm sie in die Arme und zog die Wimmernde sanft an den Tisch. Klaus hatte seine Pfeife weggelegt und schleppte Kissen herzu.

„Habt nichts im Magen?" Die alte Annemartje Öhls langte mit ihren dürren Händen nach der braunen Kaffeekanne. „Voll muß der Magen sein, pumpenvoll, daß es nach unten drückt."

Klaus Ohls nahm seine Pfeife wieder vor und stand verlegen dabei.

„Ja, ja, Madam Hebbelsche, wir Mannsleut sind in solchen Gelegenheiten nunmal unerfahren."

Warf die alte Ohls ihm knurrig das Wort hin und reichte der Nachbarin ein musbestrichenes Brot: „Ihr seid überhaupt zu nichts nutz."

Auf dem Flur scholl ein schwerer Tritt, und die Tür flog auf. Vierschrötig, wohlgenährt stand der Nachbar Milchhändler auf der Türschwelle.

„Pst!" machte Ohls und zeigte mit der Pfeife auf die Hebbeln.

„Ach so, drum stand auch der Milchtopf nicht im Fenster." Behutsam seine breiten Beine hebend, stapfte der Milchhändler leise hinaus und schloß ganz sachte die Tür.

„Ich möchte wohl ins Bett," sagte die Hebbeln zusammenschauernd und legte das angebissene Musbrot auf den Tisch.

Wie um ihr eigen Kind besorgt, brachten sie die alten Ohls hinüber. Annemartje ließ den Alten Feuer im Ofen schüren und Töpfe und Eimer Wasser vom Brunnen holen. Klaus Ohls wurde vor Eifer die Pfeife kalt, als er über den Hof trottelte, am Ziehbrunnen sich die Arme schier ausräkelte und die Eimer mit dem eisig kalten Wasser füllte.

„Es tut, weiß Gott, noch einmal schneien draußen,'' kam er mit nassem Bart herein.

„Das gibt dem Kind ein Glück!" Annemartje wärmte einen eisernen Deckel über dem offenen Feuer.

„Der Brunnen muß auch wieder gedacht und genagelt werden," sagte Ohls leise und schob einen Knorren Astholz in die Glut. „Die Bretter sind ganz dunkelgrün von Moos und morsch wie Zwieback."

Aber Annemartje jagte ihn noch einmal hinaus, weil das Wasser nicht zureiche. Er kam prustend zurück und flüsterte ihr zu, der Pastor habe mit seinem milzsüchtigen Gesicht über die Planke geschaut und ihm einen kalten Blick zugeworfen wie einem verdammenswerten Heiden.

Verklaerung Christi

Zum 6. August.

Drei Jünger führt der Herr abseits
Einsamen Berg hinan,
Allda sein heilig Angesicht
Zu leuchten bald begann.
Das Licht war gleich der Sonne
Schein,
Es strahlte sein Gewand
Weiß glänzend, wie wann neuer
Schnee
Liegt sonnig auf dem Land.
Und Moses stand dem Herrn zur
Seit',
Elias der Prophet,
Von seinem Leiden reden sie,
Wann er zum Tode geht.
Zum Heiland aber Petrus sprach,
Er sprach's in sel'gem Mut:
„O laß drei Hütten uns erbau'n,
O Herr, hier ist es gut."
Da ward aus hohem Wolkenlicht
Des Himmels Stimme kund:
„Das Wort hört, das der Sohn ge-
bracht,
Es kommt aus Gottes Mund!"
Die Jünger warfen Schreckens voll,
Sich auf das Angesicht.
Bis ihre Hand der Meister griff:
„Steht auf und fürchtet nicht!"
Sie hoben bang die Augen auf
Und schauten nah und fern,
Und sahen niemand auf dem Berg,
Als Jesum, ihren Herrn.

„Er kennt seine Leut'! Dich kriegt unser Herrgott auch noch klein bei deinem Branntweinglas. Marsch, hol die Wehmutter!"

Antje Margret wimmerte in den Kissen, und Klaus Ohls stahl sich aus der Tür. Auf dem Hausflur begegnete ihm Melkert, der Taglöhner, Hebbels dritter Mieter, und fragte, was es für ein Gerenne gäbe diesen Morgen.

„Das Hebbelkind kommt! Nachbar, ich freu' mich auf den Jungen!"

„Wenn's aber alleweil kein Jung' wär'?" spottete Melkert und wandte sich in der Tür. Für ihn war der Fall nun erledigt. Nicht aber für seine Frau Meta.

Sie war beim Schälen, warf ihre Kartoffeln hin, suchte aus dem Schub ihre beste, reine Schürze und hüllte die riesige, etwas vorgebeugte Figur hinein. Dann zupfte sie ihr rotes Spitztuch, das Tag und Nacht ihren alttestamentarisch ehernen Zügen den strengen Rahmen gab, um den Kopf zurecht und pochte bei Hebbels an.

Ehe sie sich nach der kreisenden Nachbarin umsah, tat sie der Annemartje Ohls erst in verhaltenem Zorn ihren Unmut kund über den Nachbar Weißgerber, der wieder ein Gesicht gemacht habe, als ob er grad eben einen Menschen verzehrt habe und nun sich selber beim Kopf kriege und anbeißen wolle. Wegen dem bißchen Kartoffelschale, das der Wind über den Zaun auf seinen Kopf gestreut habe, schnitte sein gallig gelbes Gesicht schon am frühen Morgen die grämlichsten Falten.

Klaus Ohls kam von der Wehmutter zurück und hörte den Schluß dieser Rede.

„Der paßt allweil zum Pfarrer nebenan. Da lob ich mir die Jungfer Susanne Schulmeisterin. Wie ich vorbeikam, stand sie vor der Klippschul', rauchte ihre weißtönerne Frühpfeif' und kaute Rosinen. Das Lineal hing ihr wie ein Schwert am Schürzenhändel. ‚H a b t ' s eilig, Ohls!' rief sie. ‚Kommet ein Kind!' gab ich zur Antwort. ‚Bei dem Hebbel.' ‚Nachwuchs für meine Schul, seg'ns Gott!' —

Und da lachten mich ihre blauen Augen aus dem grauen Mannsgesicht an, daß ich, weiß Gott, der alten Schachtel hätte einen Kuß geben mögen auf meine hohen Tage, weil sie dem Jungen guten Einstand wünscht in die Welt."

Annemartje gebot zu schweigen, denn die Hebbeln warf sich wild in den Kissen herum, rang die Hände jammerte und rief abwechselnd um ihren Mann und den Tod.

Klaus Ohls stahl sich aus der Kammer. Einsam qualmte er in seiner Stube, malte aus lieber langer Weile mit Kreide schnurrige Figuren auf den Tisch und auf den Bibeldeckel. Ab und zu kam die Meta Melkerten herüber, sah nach dem Essen und dem Feuer, setzte sich auch zu ihm an den Tisch und fing an, Geschichten zu erzählen vom Hexensabbath und Blocksberg, vom Schornsteinreiten und Besenstiel.

Klaus Ohls hörte eine Weile geduldig zu, dann blies er ihr aber so unentwegt den Pfeifenrauch unter die Nase, das sie hustete, schnaufte und ins Stocken kam. Diese kleine Pause benutzt er schlau, pfiff sich eins, sang und sagte schließlich: „Melkerten, das sind Geschichten, die Kinder gruseln machen. Singt damit den kleinen Hebbel in den Schlaf. Mir könntet ihr schon lieber Eure Amouren erzählen."

Er traf damit eine wunde Stelle, denn die Melkerten hatte als vieljährige, vornehme Zofe in Kiel manche feine Liebschaft gehabt, bis sie schließlich einen simplen Tagelöhner aus Wesselburen ehelichte, Anton Melkerten, den sie jahrelang verschmäht und verspottet hatte.

Die Hebbeln schrie in ihrer Weibesnot, daß die Fenster klirrten und die Frauen erschraken. Zur Stunde des Lichtanzünden aber war das Kind heil und lebendig auf der Welt. Klaus Ohls tat einen Freudensprung, er besah sich den zappelnden, quarrenden Weltenbürger genau und stellte fest: „Schön ist er freilich nicht, aber ganz seine Mutter, die liebe, blonde Antje Margret!"

Dann machte er in seinen abgegriffenen Flensburger hundertjährigen Kalender, der als verläßlicher Berater in allen Lebenslagen zwischen den Fenstern hing, beim dreizehnten März einen dicken Strich.

Nach Mitternacht wanderte Klaus Friedrich Hebbel aus Meldorf heim. Er hatte unterwegs seinen Groll gegen Antje Margret nach allen Seiten bedacht und bereut. Nun brachte er ihr einen Strauß weicher Maikätzchen heim. Erschreckt sah er schon von weitem das Licht hinter seinen Fenstern und eilte, ins Haus zu kommen.

Die Weidenkätzchen breitete er Antje Margret aufs Wochenbett und küßte dankbar und beschämt sein Weib. Dann schlich er auf den Zehen um das Bett herum und suchte neben der beglückten Mutter das kleine Bündel Menschenleben, das ihn zum Vater gemacht hatte, unbekanntem Mannesstamme ein neues, ein unsterbliches Reis aufsetzend.

Sehnsucht



Wohl hör' ich oft, in Domes Nähe,
Der Christen inniges Gebet,
Wenn von des Turmes lichter Höhe
Der Ruf der Glocke niederweht.
Was aber frommen diese Klänge?
Sie wecken nicht ein schlafend Herz,
Sie richten wohl den Blick der Menge,
Nur nicht mein Auge himmelwärts.
Wie vielmals schon ist aufgegangen
Ein neuer Mond am Himmelszelt,
Seit mich in ihrem Arm gefangen
Die alte Nacht der Sünde hält!
Komm endlich mit dem milden Scheine,
Licht Gottes! heil'ge meinen Geist,
Daß ich der Menge mich vereine,
Die d'rüben deine Wunder preist!

Eduard von Schenk

Der Weg zur Einen Heiligen Kirche

P. Jos. Schneider O.M.J.

I.

Der 22 August 1948 versammelt in Amsterdam (Holland) 14 protestantische Religionsgesellschaften zu einer internationalen Beratung. Diese soll unter ihnen eine religiöse Einigung herbeiführen auf dem Boden

der Hl. Schrift als der einzig zuständigen Glaubensquelle;

der Apostolischen und Nicäischen (325) Glaubensbekenntnisse;

der Taufe und des Abendmahls als der zwei unentbehrlichen Sakramente;

und schließlich der einen bischöflichen Kirchenregierung.

Vom Erfolg dieser Bemühungen versprechen sich einige Kreise eine immer weitere Ausdehnung der Einheitsbewegung, die zuletzt auch Rom in ihr Kraftfeld hineinziehen soll.

Es ist bei weitem nicht das erste Mal, daß solch eine Besprechung stattfindet. Schon in 1886 hat man die obigen 4 Punkte als Versöhnungsprogramm vorgeschlagen. 1919 hat man sogar den Vatican zur Sitzung eingeladen. Benedikt XV. begrüßte die Bestrebung und versprach zu ihrer Förderung sein Gebet. Von einer aktiven Beteiligung daran konnte keine Rede sein.

Auf den ersten Blick werden alle Christgläubigen die Bemühungen zur religiösen Verbrüderung herzlichst begrüßen. Sind sie nicht ein offenes Bekenntnis, daß die Zersplitterung zu weit gegangen? Daß man mit ihr den Feinden Gottes und der Freunden der Anarchie in die Hände gearbeitet hat? Daß man ihr um jeden Preis Einhalt gebieten muß? Daß man der steigenden Sturmflut der Gottes- und Religionsfeindlichkeit die Einheitsfront aller christlichen Elemente entgegen stellen muß? All das leuchtet ein auf den ersten Blick. Und deshalb hat auch der Papst die Bemühungen der beteiligten Sekten gesegnet. Aber sich mit ihnen an den Verhandlungstisch zu setzen hat er grundsätzlich abgelehnt. Warum? Weil eine rein vertragmäßige Einigung nicht der Weg ist zur Herstellung der Einen Heiligen Kirche. Solch eine Bindung kann höchstens geschäftliche Vorteile mit sich bringen. Im Uebrigen baut sie auf falscher Grundlage auf, und schließlich führt sie, statt das Christentum zu fördern, zu dessen Verwässerung und Verwüstung.

Ein religiöser Zusammenschluß der getrennten Brüder bringt naturgemäß eine geschäftliche Vereinheitlichung mit sich. Er schafft eine straffere Organisation; Vereinfachung der Verwaltung; Ersparnisse an Geld und Kräften. Ein Zusammenschluß wird auch auf die breiten Massen seinen seelischen Eindruck nicht verfehlen. Er bedeutet ein gewaltiges Ja, ein ungeheures Aufgebot an Bekenntnis und Kraft gegenüber den Mächten der Vereinung. Frieden ist zudem immer wirksamer und schöpferischer als kämpferische Uneinigkeit. Besser deshalb das Kriegsbeil begraben als sich vor der Oeffentlichkeit wie Boxer mit geballten Fäusten gegenüber stehen.

So wird die angestrebte Einigung im Glauben geschäftlich und psychologisch sich als schöner Erfolg erweisen; in religiöser Beziehung wird sie als ein Fehlschlag zu buchen sein. Es tut uns weh, daß wir diese Erklärung hier abgeben müssen. Der Grund des Versagens wird darin zu suchen sein, daß ein rein äußerer Friedensschluß ohne Bekenntnis zur Unwandelbarkeit des christl. Glaubensgutes die tiefste Wurzel der protestantischen Zersplitterung unberührt läßt. Er geht daran vorbei, ohne sie als tiefste Quelle unheilbaren Siechtums zu erfassen und zu behandeln. Diese Wurzel ist der Grundsatz der religiössittlichen Freidenkerei im Protestantismus.

II.

Alle Wahrheit ist in sich intolerant (unduldsam). Läßt keine andere Meinung zu. Kein Mehr nach oben und kein Weniger nach unten. Persönliche Auffassungen lassen sich verteidigen in Sachen des Gefühls, des Geschmackes, der Farbe und Form. In Sachen der Wahrheit sind sie ein Irrlicht, das in den Abgrund führt. Selbstherrlichkeit in Erklärung der Bibel und in Auslegung der sittlich-religiösen Forderungen Jesu Christi? Sie kann niemals die Grundlage der zum Kirchenverband notwendigen Einheit der Geister und Herzen abgeben. Sie führt zu uferloser Willkür und endlosem Widerspruch. Sie treibt die Glieder der Herde Christi auseinander . Sie ist nicht gesellschaftbildend sondern gesellschaftzerstörend.

Das Uebel der Selbstbestimmung verkennt auch das tiefste Wesen der Kircheneinheit.

Dort wo verschiedene Teile oder Elemente sich zu einer Einheit zusammenfinden, geschieht es entweder mechanisch oder organisch. Mechanisch wird die Einigung bewirkt, wo die Teile nach dem Muster einer Maschine zusammengefügt und zusammengehalten werden: durch Stricke und Ketten, durch Klammern und Bänder, durch Nieten und Schrauben. Organische Einigung findet sich in lebendigen Wesen. Welche von beiden finden wir in der Kirche?

Der Apostel Paulus spricht von der Kirche als von Christi Mystischem Leib. Der Heiland selber vergleicht sie der Senfstaude; dem Weinstock mit seinen Reben. Damit deutet Er unverkennbar auf eine organische Einheit hin. Eine lebendige Einheit ist es, um die Er bittet in Seinem Hohenpriesterlichen Gebet: „Laß sie eins sein,

Vater, wie Du und Ich eins sind (im Schoße der Dreifaltigkeit)."

Das heißt praktisch, daß die Kirche eine Seele hat. Es ist der in ihr wohnende Hl. Geist, der den Kirchenleib belebt und zusammenhält und vor Zerstückelung bewahrt. Und das Mittel, das Er dazu benutzt? Es ist die göttlich geoffenbahrte Wahrheit, die überpersönlich, überzeitlich und übernational, keiner Schwankung unterworfen ist; die niemals rostet und nie verwelkt. Sie stellt die Einheit der Geister und der Herzen her in der Herde Christi in demselben Glauben, derselben Weltanschauung und derselben unverfälschten Liebe.

Die Protestantische Beanspruchung des Selbstbestimmungsrechtes in Sachen des Glaubens und der Sitten verzichtet auf diese lebenswichtigen Elemente. Verteidigt die maschinenmäßige Einheit der Kirche. Setzt als Einigungsmittel an Stelle der unantastbaren göttlichen Wahrheit die Bänder und Stricke menschlicher Abmachungen; den Vertrag; den Compromiß. Die Folge ist daß selbst zwischen den einzelnen Bekenntnissen einer United Church nur ein loser Zusammenhang besteht; etwa so wie zwischen den Aktienbesitzern eines Geschäftsunternehmens; wie zwischen den Mitgliedern von Clubs und Bruderschaften; wie zwischen den Beamten eines Bankinstitutes, die sich nur in den unumgänglichsten Dingen mit Mühe und Not zusammen halten lassen. Auftauchende Risse in diesen künstlichen Gebilden werden wie in einem Geschirr verklebt, verpappt und zugeleimt. Welcher Gegensatz zum lebendigen Leib ,der bei jeder Verwundung alle Säfte und Kräfte an die bedrohte Stelle wirft, so daß sie heilt und vernarbt; so daß das Leben siegreich durchbricht und das Ganze sich zu erhöhter Kraft und Gesundheit emporreißt! Mechanische Ausbesserungen mit Nieten und Schrauben oder durch menschliche Vereinbarungen sind immer nur ein Notbehelf: ein oberflächliches Flick- und Blendwerk. Sie schließen den Verfall nicht aus. Einerlei deshalb, wie oft die Protestantischen Kirchen sich künstlich verbrüdern und verschmelzen, die Atomisierung geht ununterbrochen weiter. Freidenkerei ist unter ihnen eines jeden heiligstes Recht, und das macht jede Hoffnung auf eine Dauerlösung des Problems zu schanden.

Was nützt ihnen die Bibel ohne autoritative Auslegung ihrer Worte!

Was das Glaubensbekenntnis, wenn sein Inhalt verdreht und ausgehölt wird?

Wo bleibt die einigende Kraft der Sakramente, wenn ihr tiefster Sinn und ihre tiefste Bedeutung umstritten bleiben?

Wozu ein Episcopat (Bischofsamt) ohne Lehrautorität und Entscheidungsgewalt in schweren Krisen und Konflikten?

So wird die sogenannte 'Einladung' sich sicher eines Tages als Mißerfolg entpuppen. Und nicht nur das. Sie wird als verfehltes Experiment sich erweisen, das den inneren Zerfall, dem sie zu steuern gedachte, nur beschleunigt.

Die Verschmelzung der protestantischen Gemeinschaften wird nämlich die Auswechslung der Prediger mit sich bringen. Wie aber steht es mit denen? Die traurige Wahrheit ist, daß in vielen Fällen der eine von ihnen weniger glaubt als der andere. Und hier handelt es sich keineswegs um Kleinigkeiten. Es handelt sich um die Dreifaltigkeit, die Gottheit Christi, die Erbsünde und Erlösung, um die Auferstehung der Toten und die ewige Vergeltung. Mit einem Wort, um die Grundmauern und Strebepfeiler der christlichen Religion. Ganz freie Ansichten werden in diesen Dingen den Predigtamtkandidaten im 'Union Seminary' eingeimpft. In der Seelsorge halten diese natürlich an dem fest, was sie in den Jahren der Ausbildung gelernt. So wird ihr Predigen oft zu einem wahren Wettlauf radikalischer Verneinung und Zerstörung. Was wird eine solche Wirksamkeit für einen Eindruck machen auf christlich denkende Menschen? Wird es in ihnen den Glauben bestärken? Oder wird es nicht vielmehr den Zweifel und die Verzweiflung in ihnen nähren? Müssen sie nicht auf die Dauer irre werden an Christus und Seiner Botschaft? An Gott und Seinem Erlösungswerk? Er sendet Seinen eingeborenen Sohn vom Himmel, uns zu lehren, nur mit dem traurigen Endergebnis, daß wir nicht wissen was Er wollte? Daß wir starren in schwarze Nacht? Und das nach solch einer Riesenanstrengung der Himmels zu Gunsten der Welt? Wie unsagbar trostlos solch ein Schicksal! Die Hörer solcher Predigten müssen zuletzt den Kirchenbesuch aufgeben, die Bibel in die Ecke werfen und den Sonntag feiern im Wald oder an der See. Nun verstehen wir die ablehnende Haltung Benedikts's XV. gegen den Protestantischen Einigungsversuch. Er versprach Gebet, aber keine Mitarbeit. Er wußte um die ganze Verkehrtheit und Aussichtslosigkeit des Unternehmens.

Sagen wir es klar und unverblümt: die United Churches auf Protestantischer Seite gleichen der Statue im Traum Nabuchodonosors. (Daniel 2). Deren Beine waren von Eisen; ihre Füße von Eisen und Lehm. Sie ging in Stücke und ihre Trümmer nahmen sich aus wie ein Haufen Spreu auf der Tenne.

Sie kommen uns vor wie, in Sachen des Glaubens, die Partner in einer unglücklichen Ehe. Aeßerlich d. h. gesetzlich und gesellschaftlich, erscheinen sie geeint. Innerlich gähnt zwischen ihnen ein Abgrund geistiger und seelischer Entfremdung.

Oder, um ein letztes Beispiel zu gebrauchen: sie mögen sich betrachten im Spiegel des alten und neuen Völkerbundes, in dem kapitalistische Nationen mit communistischen sich mengen; demokratische mit totalitären; angriffslustige mit friedliebenden(!). Sind sie geeint? Sie mögen es immer wieder mit Gebrüll behaupten: ihr Bund bleibt ein unnatürliches Gefüge und wird eines Tages wieder kläglich auseinander krachen. Denn weltanschaulich sind sie weit von einander entfernt, so weit wie das eine Ende der Erde vom andern. Sie stehen sich unversönlich einander gegenüber wie Wasser und Feuer. Zeitweise, im zweiten Weltkrieg, haben sie ihre Wesensfeindschaft politischer Vorteile wegen beiseite gestellt. Diese waren wie ein schwacher Faden, der sie zusammen hielt, und auch der drohte gelegentlich zu zerreißen. So bald der Krieg vorbei war, ist er in Stücke gegangen.

So ähnlich, wir sagen es mit Bedauern, wird die Geschichte der neuen Kirchenverbrüderung verlaufen. Sie

(Schluß auf Seite 18)

Der Tod der Gottesmutter

(Der Legende des Paters Cochem frei nacherzählt)

Alle Menschen sind sterblich. So auch jene wundersame Frau, die der Welt den Unsterblichen gebar.

Der Sohn war heimgekehrt zu seinem himmlischen Vater. Für seine Mutter aber war es schwer, weiterzuleben, nun der von ihr geschieden, für den allein sie auf Erden gelebt hatte. Sehnsüchtig blickten ihm Marias Mutteraugen nach. Doch ihre Zeit war noch nicht gekommen.

So verstrichen die Jahre. Einst betete sie wieder am Oelberg, jener Stätte, wo auch ihr Sohn mit seinem Gott gerungen hatte. Glühend flehte sie den Sohn an, sie doch von dieser Erde nehmen, die ihr nichts mehr bot außer den bitteren Trännen der Sehnsucht nach dem Verlorenen. Da umfing sie plötzlich ein überirdischer Glanz. Aufschauend gewahrte sie jenen Engel, der einst der Jungfrau die Geburt des Sohnes verkündet hatte.

„Freue dich, o Maria, bald ist die Zeit deiner Verbannung auf Erden beendet!" Da leuchtete das Antlitz der heiligen Frau in himmlischer Freude.

„Wenn ich bald heimgehen darf," bat sie den Engel, „so erwirke mir zwei Dinge bei meinem Sohne: daß er in meiner Todesstunde mir zur Seite sei, und daß meine irdische Hülle von den Aposteln ins Grab gebettet werde!" Der Engel verhieß ihr die Erfüllung ihrer Wünsche und verschwand.

Heimgekehrt rüstete Maria die armselige Hütte wie zu einem Fest. Sorgsam reinigte sie alles und breitete frisches Linnen über ihr Lager. Dann kam der Tag, wo sie zu schwach war, sich zu erheben. Da frohlockte ihr Herz, denn sie fühlte die Stunde des Abschieds von dieser Erde nahe.

In jenen Tagen predigte des Herrn Lieblingsjünger Johannes zu Ephesus. Da umhüllte ihn eine lichte Wolke, von der er sich fortgetragen fühlte. Als er die Augen aufschlug, fand er sich vor Marias Hütte zu Jerusalem. Strahlenden Angesichtes verkündete ihm die Gottesmutter ihr nahes Ende. Und siehe, während sie noch redete, umhüllten lichte Wolken die Hütte. Mit einem Male standen auch die übrigen Apostel im Kreise, sahen einander erstaunt an und fragten, was dies Wunder wohl zu bedeuten habe. Dann umringten sie das Lager der Mutter ihres Herrn, die ihnen holdselig zulächelte.

Es war am dreizehnten Tage des Monats August. Da wurde Marias Herz von so tiefer Entzückung erfüllt, daß es sich eins fühlte mit dem Herzen des göttlichen Sohnes. Mit einem Male trat der Sohn an das Lager der Mutter. Zärtlich beugte er sich über sie: „Siehe, bald wirst du mit mir im Paradiese sein!"

Ringsum waren die Jünger des Herrn in die Knie gesunken. Kaum wagten sie die irdischen Augen zu der verklärten Lichtgestalt des Göttlichen zu erheben. Da ertönten himmlische Gesänge. Leise schloß Maria die Augen. O, wie die Lieder der himmlischen Heerscharen sie an jene Gesänge erinnerten, die einst ihrem schwachen Kindlein in den Gefilden Bethlehems erklungen waren! Im Geiste erlebte sie in der Stunde ihres Todes noch einmal jene unvergeßliche Stunde, da ihr der göttliche Sohn geboren ward.

Nun war die Mutter sanft hinübergeschlummert. Der Heiland war den Blicken seiner Jünger entschwunden. Da nahmen sie den heiligen Leichnam, hüllten ihn in duftendes Linnen und trugen ihn unter Klagen und Tränen in das Tal Josaphat, wo sie ihn in ein neues Felsengrab betteten.

Es war am dritten Tage nach ihrem Tode. Die Apostel knieten um das Grab, das ihrer aller Mutter barg. Da erschien ihnen Jesus abermals, von ganzen Scharen lichter Engel begleitet. Sein Angesicht leuchtete heller als die Sonne, da er sprach: „Von der ich Fleisch und Blut empfing, die mich zum Erdenleben geboren hat, deren reiner Leib darf nicht verwesen! Er soll zu meiner Rechten thronen im himmlischen Reich meines Vaters."

Eine Wolke, leuchtend wie eitel Gold, umhüllte die Gestalt des Herrn und das stille Felsengrab. Dann gewahrten die Apostel, wie diese Wolke höher und immer höher schwebte, begleitet vom Jubelchor der Engel. Die Mutter war heimgekehrt zu ihrem Sohne, — ihr Erdendasein war vollendet. Von dieser Stunde ward sie zur Mutter der Menschheit!

J. Adams.

Der Weg zur einen Heiligen Kirche.

Schluß von Seite 17

wird eine Wiederholung der Vergangenheit sein mit all ihren falschen Auffassungen, ihren Mißgriffen und Mißerfolgen. Und das kann natürlich nicht der Weg zur Einen Heiligen Kirche sein.

Der rechte Weg wäre nicht nur die Annahme der 4 Punkte von Chicago, sondern deren einheitliche Auslegung und verpflichtende Bindung für alle. Keinem dürfte es erlaubt sein, davon nur einen Punkt oder ein Jota abzuzwacken. Was wäre die Dauerlösung der ganzen Frage? Es wäre die Rückkehr zur unwandelbaren Wahrheit als dem lebendigen Band des Kirchenleibes, das alle Christgläubigen unzerstörbar zusammen halten soll. Es wäre die Umarmung des biblisch-katholischen Ideals der Kircheneinheit, die alle Zeiten und Stürme überdauert.

Der Wettlauf mit dem Tode

Von Jos. Högel

Aus Anlaß der Firmung war ich als junger Kaplan mit meinem Pfarrer in die Stadt gekommen. Der Bischof hatte nach dem Mittagsmahl die Geistlichen des Landkapitels zur Konferenz im Pfarrhof versammelt. Kaffee und Kuchen. Der große Saal zu ebener Erde des Pfarrhofs war mit Blattpflanzen und Blumen geschmückt. An den sauber weiß gedeckten Tafeln saßen wir der Reihe nach in der Rangordnung. Zu oberst der Bischof, an seiner rechten Seite sein Sekretär, an seiner linken der Stadtpfarrer und Geistliche Rat, bei dem der Bischof für die Firmung Wohnung genommen hatte. Dann folgten der Dekan und der Kammerer, zu unterst ich, als der jüngste Kaplan im Kapitel.

Erlebnisse aus der Seelsorge gaben den Gesprächsstoff. Ich weiß nicht mehr, wer das Gespräch auf das zweite Gesicht gebracht hatte. Der Stadtpfarrer und Geistliche Rat saß, wie immer, schweigend da. Wie Schnee lagen die Haare auf seinem aszetischen, faltenreichen Gesicht. Seine gütigen dunklen Augen sahen ins Leere. Und es bedurfte der besonderen Aufforderung des Bischofs, sich auch am Gespräch zu beteiligen. Da begann der würdige alte Herr zu erzählen und seine ganze Miene verriet seine Ergriffenheit:

„Ich war vor vielen Jahren Pfarrer in einer Landgemeinde in den Bergen. Die Seelsorge war schwierig, die Höfe lagen weit auseinander, die Wege waren schlecht.

Der Gesundheitsstand im abgelaufenen Winter war ausnehmend schlecht gewesen. Dazu viel Schnee und ich ganz allein. So ist es mir zu meinem größten Leidwesen zweimal passiert, daß ich bei Kranken mit dem letzten Trost zu spät kam. Was das für einen Seelsorgsgeistlichen ist, weiß jeder von Ihnen. Ich betete zu meinem Schutzengel, zu den Schutzengeln der Kranken, daß ich doch immer noch rechtzeitig käme.

Es war am Karfreitag. Die Kirche war wegen des heiligen Grabes schwarz verhängt. Nachmittags um vier Uhr hatte die Mette begonnen. Ich saß im Chorstuhl an der Evangelienseite mit den beiden Ministranten; mir gegenüber der Lehrer mit einem Studenten an der Epistelseite. Der Mesner hatte seinen Platz in der Mitte des Presbyteriums vor dem Kerzenträger. Der Lehrer sang vor der 1. Nokturn die Lesung: Heth. Misericordiae Domini, quia non sumus consumpti — Barmherzigkeit des Herrn ist es, daß wir nicht vernichtet sind. — Der Gesang klang holperig, der Lehrer war kein guter Lateiner. Ich ging eben daran, die 2. Lesung, die mich zu singen traf, etwas vorauszulesen, da verspürte ich plötzlich einen kühlen Luftzug gegen mein Gesicht wehen. Ich schaute auf —und erschrak ungemein. Die bisher geschlossen gewesene Sakristeitüre stand weit offen und in der Oeffnung stand — der Tod. Ich sah ihn deutlich, so deutlich, meine Herren, wie ich Sie jetzt sehe. Das Gerippe stand da, aufrecht, unter der Türe der Sakristei; wie ein Schleier lag ein leicht bläulicher Schimmer über der Gestalt. Ich fühlte, wie meine Haare zu Berge stiegen, wie die Farbe im Gesicht wechselte; mich fröstelte, das Herz schlug in raschen, angstvollen Schlägen. Der Tod sah nicht auf mich her. Seine hohlen Augen standen gegen das Kirchenschiff zu, als ob

Blumen zum Bildstock

von Hubert Wingen, Hamburgo Velho.

Du, Maria, große Mutter,
breitest deinen Mantel aus,
daß er wölbe deine Liebe
über unser kleines Haus.
Lauter Liebe, lauter Gnade
läutet in dies kleine Tal.
Schau, wir atmen, ja wir trinken
deine Nähe allzumal!
Dank! Es war dein magdlich Sehnen,
deiner Keuschheit höchster Lohn,
schenkte uns're armen Erde
Gottes menschgeword'nen Sohn.
Welken sollen nie die Blumen
bis zur fernen letzten Zeit,
allwo alle Blumen welken,
still die Uhr steht: Ewigkeit.
Dann, Maria, große Mutter,
breite deinen Mantel aus,
daß er wölbe deine Liebe
über uns als ewig Haus.

er dort jemand suche. Auch ich musterte nun die Beter in der Kirche. Sie schienen nichts zu merken. Ich kannte sie alle, die anwesend waren: ganz unvorbereitet hätte er wohl keine Seele gefunden. Und doch peinigte mich eine furchtbare Angst. Wen wird er suchen? Ich muß ihm den Rang ablaufen —ich muß vor ihm zu dem armen Menschen kommen, den er holen will — ich muß — ich weiß nicht mehr, was ich noch alles dachte, denn das Bild änderte sich.

Ich sah von meiner Herde weg wieder gegen die Sakristeitüre . . . Der Tod hatte sich nun mir zugewendet. Die holen Augen stierten auf mich, die Zähne fletschten höhnisch. Kalter Schweiß brach aus meinen Poren. „Herr Jesus, wenn es dein Wille ist, daß ich noch in dieser Minute vor deinem Richterstuhl erscheine, ich bin bereit, sei mir gnädig!" — murmelte ich unwillkürlich in Todesangst. Da ging der rechte Arm des Todes in die Höhe, langsam, ganz langsam. Die weißen Armknochen schimmerten durch das bläuliche Licht, die Knöchelchen der Finger rührten sich, der rechte Zeigefinger wies gegen Norden. Und ich weiß nicht, entnahm ich den Namen aus dem Zähnegefletsche des Skeletts, oder sagte jemand in der Kirche laut den Namen, jedenfalls hörte ich „Rößlebauer." Herr Jesus, der Rößlebauer war bei der Kommunion der Pfarrangehörigen am gestrigen Grünen Donnerstag nicht dagewesen. Der Rößlebauer! Sein Hof stand weit oben in den Bergen. Er war eigentlich kein Bauer, er hatte nur zwei Kühe und ein paar Geißen, aber „Rößlebauer" war eben der Hausname.

Ich hatte keinen Zweifel, daß der Tod den Rößlebauer suche, ich mußte ihm zuvorkommen, ich mußte die Seele retten, ich mußte den Wettlauf mit dem Tod antreten.

Der Lehrer war fast mit dem Singen der 1. Lesung fertig. Ich stand auf, totenbleich, wie mir erzählt wurde, eilte gegen die noch offene Sakristeitüre, aus der der Tod nun verschwunden war, nahm das heilige Oel, die Burse für das Allerheiligste, drückte dem nacheilenden Mesner die Laterne in die Hand und eilte zum Seitenaltar, um das Allerheiligste in der Burse zu verschließen.

Dann sagte ich laut in die Kirche: „Ein dringender, unaufschiebbarer Versehgang ist ausgebrochen, beten Sie, daß ich noch recht komme; Vater unser . . . "

Der Mesner voran, ich nach, so eilten wir durchs Dorf. Ich hatte mir nicht mehr Zeit genommen, bessere Stiefel anzuziehen, den wärmeren Ueberrock und den Stock zu holen.

Es war ein schlechtes Wetter. Ein heftiger Wind peitschte uns den kalten Regen ins Gesicht. Die Berge hatten Hauben auf ,aus den Wäldern stiegen Nebelfetzen.

Der Weg ging steil bergan; durch die niedergehenden Regen war er ausgewaschen, Steine gaben nach, kollerten um die Stiefel. Der Aufstieg war beschwerlich. Endlich war die erste Höhe erreicht. Ich sah um: Friedlich lag das Dorf mit dem spitzigen Kirchturm zu unseren Füßen, wie Schleier gingen die Regen nieder, über uns Nebel. Ich sah den Tod nicht. „Kommt niemand hinter uns nach?" frug ich den Mesner. „Wen soll ich sehen?" brummte er, „bei einem solchen Schandwetter soll man keinen Hund aus dem Zimmer jagen."

„So müssen wir uns noch mehr beeilen", entgegnete ich, „um ihm den Rang abzulaufen." — „Herr Pfarrer," sagte der Mesner, „alles, was recht ist, aber mehr laufen kann ich nicht; bei mir ist auch keine Provisur angemeldet." — „Aber bei mir," entgegnete ich, „geben Sie nur die Laterne her und gehen Sie heim; wann ich zur Einsetzung des Allerheiligsten im heiligen Grabe komme, kann ich jetzt noch nicht sagen." Ich nahm die Laterne und schritt allein in großen Schritten weiter.

Der Weg führte abwärts durch ein Quertal. Kein Mensch ließ sich sehen. Wald nahm mich auf. Die hohen Fichten rauschten im Wind, schüttelten die Tropfen auf mich herab. Ich eilte, so sehr ich konnte.

Im Wald war es dunkel geworden. Das Licht in der Laterne warf einen unsicheren Schein auf den Weg. Glücklich der, dem immer noch ein Lichtlein leuchtet! Er wird nicht irre gehen, sich nicht fürchten! Der Schmutz des lehmigen Waldbodens hing in schweren Knollen an meinen Stiefeln. Aber es mußte vorwärts gehen, nur immer v o r w ä r t s. Schweißtriefend war ich schon lange. Nun ging es wieder aufwärts in einer Mulde. Rechts und links rannen Wässerlein zu Tal. Eine Brombeerhecke kroch eine Zeitlang den Weg entlang, über Matten, gluckſend vor Nässe, führte der Weg, eine Versammlung schweigsamer Bäume nahm mich auf. Bei einer Wegbiegung sah ich zurück. Ich erschrak: etwa eine Viertelstunde unterhalb, wo der Weg den Wald verließ, sah ich das bläuliche Licht schimmern. Es bewegte sich, kam bergaufwärts. Keuchend hastete ich weiter voran, Schußgebetlein murmelnd, soweit es bei dem angestrengten Atmen noch ging. Nur vorwärts, immer vorwärts! Daß wenigstens der Abstand von einer Viertelstunde gewahrt blieb! Nur jetzt nicht fallen, nicht erliegen, nicht ermatten!

Immer felsiger, steiler wurde der Weg. Ich werde mich doch nicht verirrt haben?

Doch, da sehe ich ein Licht vor mir. Der Hof des Rößlebauern. Ich schaue zurück. Der bläuliche Schein kommt auch näher. Der Hund des Rößlebauern kläfft mit wütend an.

Nach Südlands Himmeln geht der Schwalben Wanderflug.
Durch braune Ackerscholle furcht mühsam der Pflug.
Mein Herz wird ruhig, denn es schweigen Lust und Weh,
Wenn ich im Herbst die stille, braune Erde seh. —
Was sich im jungen Lenz aus Keim und Knospe rang,
Was da geblüht, gereift im Lichte sommerlang,
Was vor der Zeit in Frost und Sonnenglut verdarb,
Was erntereif am Schnitt der Todessichel starb,
Von all den tausend Pflanzenleben schwand die Spur,
Herbstmüde schläft und träumt die braune Erde nur.

Rudolf Weckerle.

Das boese Wort



Von Geo Hering

Zweimal schon hatte der Pfarrer am Sonntag bei der Verkündigung Barbara Ratterer und Joseph Stegmüller als Brautleute verlesen. Drunten im Tal, wo der Hof des Stegmüllers breitgelagert sein mächtiges Viereck zwischen die Häuser schob, wurde schon eifrig zur Hochzeit gerüstet. Zimmerer und Maurer waren emsig beschäftigt, das ganze Haus umzugestalten, und auch in dem kleinen Häusel der Barbara war schon seit Wochen die Störnäherin daran, die Aussteuer der Braut zu nähen. Der Kammerwagen stand bereit, und in wenigen Wochen würde Barbara die Frau des reichen Stegmüller sein.

Aber am dritten Sonntag warteten die Leute vergeblich auf die Ausrufung des Brautpaares von der Kanzel.

Da zischelten und tuschelten die Leute. Hämische Blicke flogen zu Josef Stegmüller hinüber, der gebückt und, ohne ein Grußwort für die anderen zu haben, die Kirche verließ.

Aber wie das gekommen war, das wußten sie doch nicht. Darauf hätte nur die alte Katharina Boitl Auskunft geben können, die überall Bescheid wußte im Dorf, und deren Klatschmaul schon manchen Unfrieden gebracht hatte.

Sie hatte sich an den Stegmüller herangemacht, hatte allerlei versteckte Anspielungen gemacht, bis sie es nicht mehr bezwingen konnte. „Du, die Barbara ist keine Gute, sieh dich für, Stegmüller. Wenn die auf den Hof kommt, hast du nichts mehr zu sagen. Weißt du, was sie gesagt hat? ‚Deine beiden Alten werden wohl nicht das ewige Leben haben' . . . Damit rechnet sie schon, die Barbara."

Josef Stegmüller hat die Alte mit sonderbaren Augen angesehen. Er hat nichts zu ihr gesagt, hat sich umgedreht und ist still seines Weges gegangen . . .

„Ist das wahr, Barbara?" hat er gefragt mit einem leisen Hoffen, daß das Mundwerk der alten Katharina wieder einmal unrecht habe. Aber Barbara hat nicht nein sagen können. „Ach, man schwätzt ja so viel. Hab mir wirklich nichts dabei gedacht, Josef . . ."

„Dann muß ich wohl zum Pfarrer geh'n. Er braucht uns nicht mehr verkünden. . ."

Und so kam es, daß die Leute am Sonntag vergeblich auf die Ausrufung des Brautpaares warteten. Menschenscheu und still ging Josef Stegmüller seine Wege und tat ruhig seine Arbeit. Aber sein Lachen hörte niemand mehr und sein fröhliches Pfeifen, wenn er hinter dem Pflug ging; es war ganz verstummt.

Einige Monate später läuteten die Glocken zu Barbaras Hochzeitstag. Barbara heiratete den Kleinbauern Michael Seiler. Wohl hatte man sie gewarnt vor dieser Hochzeit. Ein Muster von einem Bauern war der Seiler gewiß nicht. Saß viel lieber im Wirtshaus, als daß er auf dem Felde nach dem Rechten sah, und hatte auch mehr Fluchworte im Munde als Segenswünsche. Aber es war ein Trotz in Barbara, der alle Warnungen in den Wind schlagen ließ. Sollte niemand sagen können, sie wäre untröstlich über Josef Stegmüller gewesen.

Josef Stegmüller hatte sich in seine Stube eingeschlossen und brütete dumpf vor sich hin. Ein Würgen saß in seiner Kehle, und die Brust erfüllte sich mit Gram. Am liebsten hätte er geheult wie ein kleines Kind. Ach man hätte doch nicht auf die alte Katharina hören dürfen. Schlecht war die Barbara sicher nicht gewesen. Er kannte sie doch so lange schon. Müde war Josef Stegmüller, sehr müde.

Die Zeit ging ihren festen Schritt weiter. Die Barbara hätte wirklich nicht lange zu warten brauchen. Bald legten sich Josefs Eltern zum ewigen Schlummer, und er mußte einsichtig und mit ein paar fremden Leuten den Hof weiterführen.

Droben aber, auf der kahlen Höhe, wo das Höfl des Seiler stand, ging es nicht gut. Die erste Zeit der Ehe, da schien es fast, als könnte Barbaras Einfluß die Gesinnung ihres Mannes ändern. Aber schon nach einem Jahr war Michael Seiler der alte und trieb es schlimmer als zuvor. Barbara hatte den Kampf aufgegeben. Sie duldete und ließ niemand das Kreuz ihrer Ehe sehen. Sie duldete die Schläge ihres Mannes und mußte es dulden, daß der Hof ver-

---

Die Bäuerin wundert sich, daß ich da bin. „Ja, ihr Mann ist etwas krank, aber es macht nichts. Wer mich denn geholt hat?" Sie ist nicht erbaut von meinem Besuch. Ich betrete die Krankenstube. Schwüle Ofenhitze fällt mir entgegen. Der Rößlebauer sitzt am Ofen, es friert ihn. Sein Gesicht ist aufgedunsen, hektisch rot, die hellen Augen liegen tief in dunklen Ringen.

„Was will der Hochwürdige?" frägt der Rößlebauer; „mir fehlt nichts, gar nichts!" Ich sage, daß sein Zustand bedenklich sei, daß er zum Tod führen könne. Der Rößlebauer meint, daß er gut 70 werde, sein Vater sei auch alt geworden, da habe er noch 5 Jahre hin.

Schließlich — die Viertelstunde muß schon vorbei sein — läßt er sich doch bereden. Ich höre Beicht, spende die Letzte Oelung.

Der Rößlebauer wird schon unruhig. Ich verspüre von der Türe her einen kalten Luftzug, der Rößlebauer knickt zusammen, Schlaganfall, ist tot.

Als ich heimkam von der Provisur, hatte ich weiße Haare. Der Wettlauf mit dem Tod hat sie mir gebleicht.

Als zweites Gesicht will ich die Erscheinung des Todes nicht ansprechen. Erklären kann ich sie nicht. Das überlasse ich Ihnen, meine Herren!"

kam, obwohl sie wie eine Magd arbeitete.

Manchmal sah Josef Stegmüller die Barbara, wenn sie, hohlwangig und abgemagert, den schweren Korb Gras über den Hügel trug. Heißes Mitleid erfaßte ihn, und immer einschichtiger wurde sein Leben.

Die Jahre vergingen.

Einmal saß Josef Stegmüller vor seinem Hause, da kam Barbara. Sie kam müde und mit Runzeln in dem Gesicht, das einmal so blühend war wie ein pfingstlicher Tag. Sie hüstelte aus der eingefallenen Brust. „Mußt nicht böse sein, wenn ich komm. Aber ich hab keinen Ausweg mehr. Die Schulden fressen uns auf. Könntest uns nicht dreitausend Mark leihen? Ich bitt dich nicht für mich, ich tus' nur wegen meiner Kinder . ." Josef Stegmüller sah in das zerrissene Gesicht, das die Spuren durchwachter Nächte und das Leid unzähliger Tränenströme zeigte. Sein Herz konnte fast nicht mehr schlagen. Es war ihm, als drückte eine Hand seine Kehle zu. Endlich aber hatte er doch das trockene Würgen in seiner Kehle überwunden.

„Ja, Barbara . . . ich lass' das Geld vom Verein holen und schick es morgen durch den Knecht hinüber . .", murmelte er tonlos.

In die erloschenen Augensterne Barbaras trat ein feuchter Glanz.

„Ich dank dir, Josef, tausendmal. Vergelts' Gott . . ."

Sie reichte ihm die Hand; sie war rissig und klein geworden und war doch einst so warm und weich gewesen. Josef sah ihr nach, wie sie müde davonschlich; sichtbar schleppte sie die Last des Kreuzes.

Freilich, geholfen hat auch das nicht mehr viel. Bald wurde der kleine Hof versteigert, und Barbara Seiler kam mit ihrem Mann ins Armenhaus. Ihre zwei Buben suchten fremden Dienst. Barbara murrte nicht und klagte nicht. Nur der Mann schimpfte und wetterte. Er wollte seine Schuld nicht eingestehen und suchte in Schnaps Betäubung, bis er einmal aus dem Dorfbach herausgezogen wurde.

Josef Stegmüller grübelte in Nächten der Einsamkeit vor sich hin. Warum das Leben nur so schwer war? Ihm hatte es keine Erfüllung gebracht und Barbara nicht. Was war ihre Schuld? Ach, wir haben kein Recht, jemand schuldig zu sprechen. Gott allein ist Richter!

Josef Stegmüller war das Denken nicht leicht. Aber allmählich kam es doch wie eine Erleuchtung über ihn.

An einem Sonntag zog er sein Feiertagsgewand an und ging ins Armenhaus. Kränklich saß Barbara in dem ärmlichen Stübchen und löffelte die dünne Wassersuppe. Sie erschrak fast, als da plötzlich Josef vor ihr stand.

„Willst du dein Geld wieder, Josef?" fragte sie angstvoll.

Stegmüller setzte sich neben Barbara und nahm ihre abgearbeiteten Hände in die seinen. „Wirst nicht viel da herinnen versteckt haben," sagte er mit leisem Lächeln. Ach, es ging doch nicht so leicht aus dem Munde, das gute, erlösende Wort; wieviel schneller schlüpft da das böse Wort heraus.

„Ich hab mir gedacht, Barbara, daß wir beide viel haben leiden müssen an einem bösen Wort. Wir sind beide einsam geworden und alt. Eine lange Zeit. Aber ich mein nur . . . ich mein . . . der Pfarrer sollt uns doch bald zum drittenmal verkünden . . ."

„Josef!" Die müde Frau sagte es so leise und so behutsam, wie sie es einst gesagt hatte, als sie noch jung war und blühend.

Legende

Maria spinnt
Im Sommerwind,
Das Vöglein singt im Baum —
Ihr Kindelein
Schläft lieb und fein
Und lächelt leis im Traum.

Die Lilie blüht,
Die Rose glüht,
Die goldne Sonne scheint.
Ein Habicht fällt,
Das Vöglein gellt,
Das Jesukindlein weint.
Maria an der Wiege kniet,
Das Kindlein auf zum Vater sieht,
Und alles ringsum schweigt.
Ein roter Tropfen liegt im Garn,
Ein Schattenkreuz huscht übern Farn,
Der Räuber höher steigt.
Den Habicht traf des Jägers Pfeil —
Das Kindlein macht das Vöglein heil,
Wie flötet's nun und geigt!
Es harft der leise Sommerwind,
Die Sonne goldne Strahlen spinnt
Um einen Blutrubin.
Das Kindlein lächelt sich in Schlaf —
Im Garten geht ein weißes Schaf
Und alle Blumen blühn.

Else Hollenkamp-Streubel

- Interessantes -

—Das Wort „Boykott" ist dem englischen „to boycott" nachgebildet, das auf den Gutsverwalter James Boycott zurückgeht, über den die irische Landliga im Jahre 1880 einen Bann aussprach, daß niemand mit ihm arbeiten und mit ihm verkehren sollte.

—An der deutschen Energieversorgung ist die Kohle mit 88 Prozent beteiligt, die restlichen 12 Prozent stellen Wasserkraft, Erdöl, Torf und Holz.

—Eine Seidenraupe erzeugt einen Faden von 300 Meter Länge, den sie um sich herum spinnt.

—Prozesse gegen Tiere haben im 14. bis 18. Jahrhundert sehr häufig stattgefunden, so im Jahre 1587 ein Prozeß gegen Fliegen, in Burgund, im Jahre 1702 und später Prozesse gegen Hunde, Mäuse und Ratten.

—Die Salzlager in den Salzbergwerken sind alle durch Verdunstung früherer Meere entstanden.

—Der Lachs nimmt während seiner Laichzeit keine Nahrung zu sich.

—Ein Viertel aller Menschen lebt in Europa.

Der Durchmesser eines menschlichen Kopfhaares beträgt ungefähr 1/15 Millimeter.

—Karpfen sollen bis zu 500 Jahre alt werden.

—Verkaufsautomaten gab es schon im alten Aegypten. Diese ersten Automaten spendeten gegen Einwurf einer Münze heiliges Wasser.

—In den landwirtschaftlichen Betrieben büßen alljährlich ungefähr 8000 Menschen ihr Leben durch Betriebsunfälle ein.

Ein studierter Mann freut sich, wenn er seine Hausschuhe anziehen darf; ein studiertes Frauenzimmer geht immer gestiefelt und gespornt.

China — einst

Lachende Götter

Ein sehr eigenartiger Brauch herrschte lange Zeit in der Provinz Hupeh zur Zeit der großen Dürren. Man veranstaltete dort seltsame Prozessionen: ein junger Hund wurde in möglichst bunte Lappen gehüllt, unter einen Stuhl gebunden und so von ganz wunderlich aufgeputzten Kulis durch die Stadt getragen.

Warum?

Man dachte, daß die ganze Stadt über einen so komischen Aufzug lachen werde und daß die allgemeine Heiterkeit schließlich sogar die Aufmerksamkeit der Götter erregen und diese anstecken müsse.

Lachen aber erst einmal die Götter — so folgerten die schlauen Bewohner der Provinz Hupeh —, dann ist das Eis gebrochen; unmöglich werden sie noch länger in ihrem Zorn verharren können, sondern sie werden den in den Wolken hausenden Drachen erlauben, den Regen zu sammeln.

„Alles Große muß sich daran gewöhnen, einsam zu sein."

„Kann man nicht auch in Schmerzen der Wahrheit dienen? Ist es nicht ein Glück, daß jeder Streich, den ich erlitt, den Namen Jeus verkündet?"

„Es sei gelegen oder ungelegen, ich bin bereit für die Wahrheit zu zeugen."

Nun wiegen sich alle Aehren
Im neckischen Sommerwind.
Und ob ihm die Blumen gleich wehren,
Er ist gar so lose und lind.
Sie schwanken und schweben und neigen
Sich seitlich und zittern leis' nach.
Das ist ein Flüstern und Geigen,
Ein singender Herzensschlag.
Der Grasweg in dunstendem Schimmer
Läuft unter dem Halmendach hin.
Die Luft klingt mit zartem Geflimmer
An meinen verlorenen Sinn.
Ich fühl' mich dem Himmel so nahe
Und bin tief der Erde verwandt.
O Leben, das ganz ich umfahe,
Hier bin ich mit Herz und mit Hand.

Elisabeth Flören.

„Aber die Streiche entehrten nicht uns, die Verkünder der Wahrheit, sondern die Richter, die die Wahrheit nicht vertragen können."

„Was tust du, daß deine Seele so voll Licht und deine Seele so getrost ist?"

„Es ist besser, daß die Hoffnungsbotschaft in aller Welt verfolgt, als daß sie gar nicht beachtet werde."

An die heilige Jungfrau



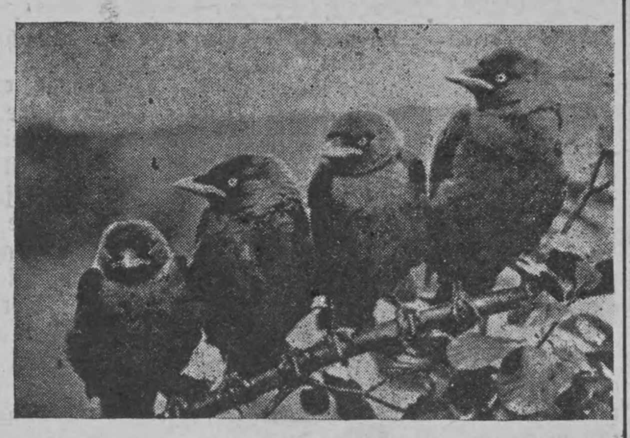
Maria, süße Königin,
Es steigt zu dir hinauf mein Sinn;
Ein Strahl von deinem Angesicht
Ist mehr als Mond- und Sonnenlicht.
Das Wunderkind auf deinem Arm
Stillt jede Sehnsucht, jeden Harm;
Du drückst es ewig an dein Herz —
Ach, wer da ruhte sonder Schmerz!
Mutter, laß mich bei dir sein,
In deinen Schleier hüll mich ein.
Wen du nur einmal angeblickt,
Ist ewig selig und beglückt.

Max von Schenkendorf

Des

Herrn Markus heilige Sorgen

vom Schriftleiter



16. Fortsetzung

Er fragte noch dieses und jenes. Mit schweren Gedanken ging er dann heim. Vor seinem Pfarrhause stand Jose.

„Schon recht, Jose. Die Rosa hat mir alles erzählt. Du bist entschuldigt", sprach er im Vorbeigehen zum Vagabunden hinüber.

„Herr Pfarrer, ich habe einen Plan", sagte Jose schüchtern.

Der Pfarrer blieb stehen. Er verzog sein Gesicht zu einem bitter-grimmen Lächeln und meinte:

„Du hast Pläne, ja, ja, Jose. Die kenne ich. Die Rosa hat mir alles erzählt. Die Hände sollen beten und dem Herrgott für das tägliche Brot danken. Mit dem Kopf kann man aber zustoßen wie ein wilder Schafsbock."

Jose nestelte verlegen an seinem Büßerstrick herum.

„Ich habe die Rosa verteidigt, Herr Pfarrer. Und abschrecken muß man diese Gotteslästerer doch auch. Zweimal habe ich mich schlagen lassen. Und dann habe ich gestraft."

„Laß das Strafen nur dem lieben Gott", grollte Herr Markus, dessen Laune garnicht gut war. „Was hast du denn jetzt für einen Plan?"

„Sagen Sie den Leuten, die Sonntagsmesse ist in der Kirche Unserer Lieben Frau von Ortiga. Sagen Sie, es ist am Sonntag in Fatima kein Hochamt. Es ist nicht weit bis zur Kirche Unserer Lieben Frau von Ortiga. Die Leute werden alle kommen, und der d'Oliveira wird zehn Versamlungen haben können", eiferte Jose, ganz nahe an den Pfarrer herantretend.

Herr Markus schaute nachdenklich auf den Vagabunden. In seinen Augen begann es aufzuglühen.

„Hast du noch andere Pläne?", fragte er kurz.

Jose hüstelte. Er begann wieder mit seinem Büßerstrick zu spielen. Auch den Rosenkranz, der ihm am Strick hing, nahm er in seine Hand und betrachtete ihn eifrig.

„Hast du noch andere Pläne, Jose, habe ich gefragt", wiederholte Herr Markus.

„Noch nicht, Herr Pfarrer, noch nicht. Ich werde mir aber noch etwas ausdenken", entgegnete Jose vorsichtig.

„Nur keine Schlägerei, Jose, nur das nicht. Du kannst dir ausdenken, was du nur willst. Wenn keine Prügelei entsteht, kannst du dir ausdenken was du willst", sprach Herr Markus da, und Jose merkte, daß der Ton der Pfarrerstimme sehr einladend und aneifernd klang. Er warf einen raschen Blick auf Herrn Markus, der aber kehrte sich um und schritt seinem Pfarrhause zu.

Am Sonntage drauf gab es kein Hochamt in Fatima. Herr Markus hatte dafür gesorgt, daß allen seinen Pfarrkindern darüber Bescheid gegeben wurde. Wer die Bauern von Fatima vor der Protestversammlung während der Sonntagsmesse gewarnt hatte, wußte niemand genau zu sagen. Ganz Fatima sprach aber plötzlich darüber. Furchtbare Drohungen stießen besonders die Frauen aus, während die Männer mit den Zähnen knirschten. Eine ganz kleine Gruppe gab es jetzt nur noch in Fatima, die der Erscheinung im Irenentale ungläubig oder gar feindlich gegenüberstand. Das zeigte sich während dieser neuen Aufregung sehr deutlich. Zwar wagte die Gegnerschaft öffentlich nichts zu sagen, man merkte es ihrem Schweigen jedoch an, daß sie der Protestversammlung beipflichtete.

Bernardo war außerordentlich still. Alle Leute, die ihn an diesem Samstag sahen, wunderten sich über sein finsteres Gesicht. Sprach man ihn an, so erhielt man nur eine knurrige Antwort. Deshalb ließ man ihn bald ganz in Ruhe. Um so kräftiger wurde aber über ihn gesprochen. Sein Weib war fromm, das wußte man. Sie hielt es mit den Gottesmutterverehrern von Fatima und ihr Glaube an die Erscheinung war äußerst stark und auch sehr wortreich. Bernardo aber? Was wird er wohl nur morgen tun? Wird er als Gemeindevorsteher an der Protestversammlung teilnehmen? Wird er nach der Versammlung kraft seines Amtes gegen alle Muttergot-

tesandacht im Irenental auftreten?

Man beobachtete ihn mit sehr verdächtigenden Augen.

Jose hatte einen Tag voller Anstrengung und Arbeit. Den ganzen Vormittag sah man ihn mit zwei Fatimabauern durch das Städtchen wandern. In jedes Haus kehrten er und seine Begleiter ein. Am Nachmittag fuhr er sogar auf einem Wägelchen von Bauernhof zu Bauernhof. Ueberall wurde haltgemacht, geflüstert, getuschelt, verständlich genickt und handgeschlagen. Den Gegnern der Erscheinungen wurde die Sache unheimlich. Sie merkten, daß sich da etwas Großes vorbereitete. Den Administrator von Ourem warnende Botschaft zu schicken wagten sie nicht. Sie sahen nämlich, daß jeder einzelne von ihnen scharf bewacht ward.

Und so wurde es Samstag Abend, es kam die Nacht, und dann wurde es Sonntag. Helles Sonnenlicht lag über Pfarrhaus und Kirche, und der Himmel war so blau, so feierlich, so grenzenlos in seiner Höhe und in seiner Weite, daß Baum und Strauch ganz stille wurden, mit keinem Blättlein zuckten, wie um jedes Tröpflein der wundersamen Ruhe zu trinken, die da so geheimnisvoll über alle Kreatur sich senkte.

Sonntagmorgenstille! Die Macht der Gottesstille, unbeschreibbar, wie der Schöpfer selbst ewig unbeschreibbar bleibt. Der Ewige, der alles ist, was man über Ihn sagen kann, und noch unendlich mehr. Es ist wie Sein Odem, was da durch die Lüfte des Sonntagmorgens zieht, wie sein Odem, der allein Macht hat, den Atem des Bösen zu verscheuchen, der grauenhaft und häßlich überall dort drückt, wo Menschen wohnen.

Wunderbare Sonntagsmorgenstille, der selbst das Vögelchen staunend entgegenschweigt, bis es plötzlich gepackt wird von jener Luft, die auch nicht in Worte zu fassen ist, die aber tief in jeder Kreatur geheimnisvolle Wohnung hat, viel tiefer noch als das Böse dort haust. Ja, bis das Vögelchen plötzlich gepackt wird von der Lust an Gott und nicht mehr anders kann, als hinaufzujubeln zum blauen Himmel: Wir loben Dich, Du Ewiger, Du Herrlicher, Du Flut der Güte ohne Ende!

Diese Stunde war jetzt da. Still war es weit und breit. Das war aber nur dem fleischlichen Ohre so. Der Seele war es laut in dieser Ruhe. Als wenn jedes Blümlein, jedes Gräslein und jedes Blättlein des späten Sommermonates plötzlich das Singen gelernt habe, so war es. So laut, so voller Klang und Jubel.

Alle Menschen freuten sich. Nur Herr Markus war verärgert. Mit grimm zerfurchter Stirn stand er am Fenster seines Schlafzimmers. Mächtig schlug er das Rasiermesser über den breiten Riemen, und er schimpfte auf sich selbst. Die dicke Seifenschicht über seinen grauen Gesichtsstoppeln begann einzutrocknen. Warum hatte er auch nicht an das Rasiermesserschärfen gedacht, bevor er sich die Seife über Backe und Kinn zu legen begann?

Alles war heute wie verrutscht. Die Protestversammlung der gottlosen, sündhaften Frechlinge von Ourem, die für heute in Fatima geplant war, hatte den Pfarrer die ganze Nacht nicht schlafen lassen. Welch' ein Aerger! Fast hätte sich Herr Markus über die heilige Gottesmutter vom Irenentale selbst ärgern können, so schlecht war seine Laune.

Und da soll man Hochamt feiern und Gott predigen! Gott, der die Liebe ist und die Ruhe!

Die ganze Nacht hatte Herr Markus nicht schlafen können, und doch war er verspätet. Er war erst mit dem halben Gesichte fertig, als der Fuhrmann bereits ankam, der ihn zum kleinen Kirchlein Unserer Lieben Frau von Ortiga bringen sollte. Dort wollte Herr Markus heute die Frühmesse und das Hochamt abhalten. Seine Pfarrkinder wußten Bescheid. Das war ja gestern Jose's und seiner Freunde Arbeit gewesen: Allen Leuten der Fatimagemeinde Botschaft zu bringen, daß es dieses Mal keinen Gottesdienst im Städtchen gäbe, das Groß und Klein herauskommen sollen zum Muttergotteskapellchen, damit die Gotteslästerer von Ourem auch nicht eine einzige Seele in Fatima vorfänden, die sie durch ihre Teufelsweisheit verführen könnten.

Brummig und knurrig saß Herr Markus im Wägelchen. Als er jedoch beim Kirchlein Unserer Lieben Frau von Ortiga ankam, krachte sein ganzer Unmut gewaltig zusammen.

Der größte Teil seiner Gemeindekinder war dort bereits versammelt. Als die Fatimaleute den Pfarrer sich nähern sahen, wurden sie fast wild. Man eilte ihm mit großem Lärm entgegen. Gute Worte, heilige Worte, anfeuernde Worte schrie man ihm zu, gerade wie einem Helden, der sich fertig macht für einen gefährlichen Kampf.

Herr Markus zupfte sich breit lächelnd die Nase. Dieser Bekennermut und die feurigen Augen, mit denen man zu ihm auf's Wägelchen schaute, machte ihm Freude. Die Gemeinde war ihm also wieder gut. Man traute ihm von neuem. Sein Entschluß, Jose's Rat zu befolgen und den Gottesdienst hier draußen zu halten, hatte ihm das Volk zurückerobert.

Herr Markus erhob sich, um vom Wagen zu steigen. Als er jedoch merkte ,daß die Hochrufe auf ihn, auf die heilige Maria und alle anderen Heiligen immer begeisterter wurden ,schaute er sich die Leute einmal ordentlich an. Ja, aus ihren Augen sprach große Begeisterung für die heilige Maria des Irenentales. Daneben glühte aber auch finsteres Drohen gegen alle, die da heute in Fatima eine Protestversammlung abhalten wollen. Wehe, wenn das sich entladet! Wehe den Politikern von Ourem, wenn sich auch nur die Weiber von Fatima auf sie stürzen würden!

Herr Markus nahm sich vor, heute recht lange zu predigen. Er mußte die Leute im Zaume halten. Mußte alles versuchen, sie bis Mittag hier draußen zu halten. Damit nur ja nichts geschieht.

Sonst aber freute Herr Markus sich aber doch.

Mit kräftigem Stoßgebet machte er sich ans Absteigen. Da griffen Männer- und Weiberhände nach ihm und hoben ihn vom Wagen.

Es war kurz vor neuen Uhr, als ungefähr achtzehn Kutschen von Ourem her in Fatima einfuhren. D'Oliveira und Jose do Vale saßen im ersten Wagen. Die Mienen aller Männer, die so daher kamen, waren furchtbar ernst und entschlossen. Man sah, daß sie ihre Aufgabe als eines der wichtigsten Lebensgeschäfte betrachteten, und daß sie bereit waren, dieses Geschäft ein für allemal abzuschließen.

Vor der Kirche von Fatima standen Bernardo und wohl an die fünfzehn Fatimabauern. Als Bernardo des d'Oliveira Kutsche halten sah, trat er an den Administrator heran:

„Sie sind umsonst gekommen, Herr Administrator. Es ist niemand hier."

„Was soll das heißen?", fragte d'Oliveira scharf.

„Der Gottesdienst ist heute draußen, in der Kapelle Unserer Lieben Frau von Ortiga", gab Bernardo zurück. Feindlich schaute er dabei seinem Vorgesetzten in die Augen.

Inzwischen waren alle Ouremkutschen angekommen. Die Leute stiegen ab und begannen sich um d'Oliveira und Bernardo zu gruppieren.

„Wer hat den Pfarrer gewarnt? Wer hat ihm gesagt, daß wir heute hier sein werden?", schrie d'Oliveira mit hochrotem Gesichte auf. „Außer Ihnen hat niemand etwas davon gewußt, Herr Lucas. Antworten Sie!"

Bernardos Blick wurde drohend:

„Ich hätte kein Amtsgeheimnis verraten, wenn ich den Pfarrer gewarnt hätte. Es wäre sogar meine Christenpflicht gewesen, es zu tun. Ich habe es aber nicht getan. Die Nachricht Ihres dummen Streiches kam ganz von selbst nach Fatima."

D'Oliveira sprang vom Wagen herab:

„Was sagt der Bursche? Dummer Streich? Und das wagt er mir an den Kopf zu werfen?"

„Jawohl, Herr Administrator, einen dummen Streich nenne ich das. Ich bin hier ganz allein. Diese Leute", er deutete auf die Fatimabauern hin, „sind gekommen, die Kinderei mitzumachen. Ich kam, weil Sie mir Befehl gaben, mich einzustellen. Ich habe diese Pflicht erfüllt. Meine zweite Pflicht ist, Ihnen zu sagen, was ich von dieser Versammlung denke."

D'Oliweira preßte seine Lippen hart aufeinander.

„Herr Lucas, Sie werden entweder alles sofort zurücknehmen, oder Sie sind Ihres Amtes als Gemeindevorsteher von Fatima enthoben", sprach er drohend.

„Zurückgenommen wird nichts, kein einziges Wort", gab Bernardo darauf entschieden zurück.

Der Kreis um Bernardo und dem Administrator wurde enger. Die Ouremmänner drängten sich an Bernardo heran. Einer versuchte den Gemeindevorsteher zu schlagen. Da wurde er von einem Fatimabauern zurückgerissen.

„Daß niemand den Bernardo auch nur antastet!", schrie ein anderer den Leuten von Ourem zu.

Bernardo schaute erstaunt auf. Was war nur plötzlich in diese Fatimabauern gefahren? Sie waren doch gekommen, um gegen die Gottesmutterandacht im Irenentale zu protestieren. Gerade diese Männer hatte er fast mehr gefürchtet als die Leute von Ourem. Und nun stellten sie sich ganz unerwartet auf seine Seite. Alle fünfzehn waren sie da ,dicht bei Bernardo, mit Fäusten, die bereit waren, dreinzuschlagen.

So waren die Bauern schon immer gewesen. In der Politik redeten sie tüchtig mit. Dort gingen ihre Köpfe sehr oft weit auseinander. Sonst aber hielt man zusammen. Man hatte seinen Gemeindestolz. Bernardos Mut hatte diesen Stolz hoch aufgepeitscht. Einen guten Posten aufzugeben, um fest bleiben zu können, so etwas machte Eindruck. So einen Mut achteten sie. Die Auswärtigen dahier sollten einmal sehen, daß Fatima doch nicht so ganz ohne sei!

D'Oliveira gebot Ruhe.

„Bernardo Lucas ist hiermit seines Amtes enthoben", verkündigte er. Und scharf auf Bernardo schauend, fügte er hinzu:

„Wir werden uns schon noch wiedersehn!"

Dann schritt er seinem Wagen zu, wo er sich mit Jose do Vale über etwas zu beraten begann.

Große Dinge gingen um dieselbe Zeit im Irenentale zu. Dem Eichbäumchen gegenüber, in dem die Kinder Maria sahen, standen ungefähr fünfzig Esel und Maulesel. Man hatte die Tiere schön in Reih und Glied aufgestellt, je sieben oder acht von ihnen an einen langen Strick gebunden. Wie die Soldaten standen die Grautiere da. Zwischen den Reihen standen Männer, die Näpfe mit einem eigenartigen Gebräu in ihren Händen hielten. Sie schienen auf einen Befehl zu warten. Jose stand mit zwei anderen Männern auf einem hohen Felsblock und schaute beobachtend den Feldweg hinunter, dem Städtchen Fatima zu.

Jose war seit einer Stunde schon in größter Aufregung. Obwohl er immer noch Büßerstrick und Rosenkranz um die Lenden gebunden trug, war heute alle Büßerdemut wie fortgeblasen. Als wenn der alte Gauner in ihm wieder auferstanden wäre, der listige, wilde, schadenfrohe, zu allerhand Räubereien geneigte Jose, so sah es fast aus. Unruhig und mit glühenden Augen stand er da, voller Angst und Furcht, sein großer Plan würde womöglich nicht gelingen.

Es war nämlich alles sein Plan. Er hatte dem Pfarrer von Fatima geraten, heute keinen Sonntagsgottesdienst in Fatima abzuhalten. Er hatte den Bauern eingeredet, handfeste Leute, Esel und Maulesel ins Irenental zu schicken, da er ganz genau wisse, daß die Lumpen von Ourem dorthin kommen werden, wenn ihnen in Fatima nichts gelingt. Jose hatte die Bauern von Fatima auch daran erinnert ,daß es doch gewisse Kräuter gäbe, die man zu einem klebrigen Muß zusammenkochen könne. Sreicht man diesen Muß einem Esel über die Schnauze, dann beginnt das Tier zu trompeten, daß die Ohren schwellen.

Jose kannte wirklich alle Kniffe, um Menschen wild zu machen. Und die Fatimabauern hatten großen Gefallen daran. Sie waren hier heute gut vertreten, starke Männer und starke Burschen, Esel und Maulesel. Ungeduldig schaute man dem kommenden Abenteuer entgegen.

„Sie kommen!", schrie da plötzlich eine Männerstimme.

Jose kletterte auf einen Baum. Die Männer zwischen den Eselreihen stellten sich bereit. Die jungen Burschen schlugen sich aus lauter Vorfreude die Schenkel.

Schneidig fuhren die Kutschen von Ourem vor dem kleinen Eichbäumchen des Irenentales auf. Die Fuhrwerke wurden in einen Halbkreis gestellt. Verwundert

schauten die Männer von Ourem auf die Esel. Dann begannen sie sich um das Eichbäumchen herum zu gruppieren. D'Oliveira und Jose do Vale stellten sich auf einen Stein. Ruhegebietend erhob der Administrator die Hand.

Es wurde still. Aber nur ein paar Augenblicke lang. Denn oben im Baum begann Jose plötzlich mit gen Himmel gerichteten Augen ein frommes Marienlied anzustimmen. Es sang langsam und feierlich, doch mit ganzer Kraft seiner ungeübten Stimme.

Wütend schauten die Politiker von Ourem zum Baum empor. Einer nahm einen Stein und warf ihn zum Jose hinauf.

„Bruder, weißt du nicht, daß es Sünde ist, hier, an diesem heiligen Orte, deine Wut zu gebrauchen? Du gebrauchst deine Wut, Bruder. Bete, und tu Buße!", rief Jose vom Bam herab.

Zwei Ouremmänner schwangen sich entschlossen in die Aeste. Jose sprang vom Baume herab und lief auf die Fatimamänner zu, die in einiger Entfernung vom Eichbäumchen standen. Sie nahmen Jose in ihre Mitte und machten sich kampfbereit.

Zur gleichen Zeit hatten die armen Esel und Maulesel den Kräutermuß über die Nasen gewischt bekommen. Böse legten sie ihre langen Ohren zurück, leckten sich Maul und Nase, hoben erschrocken die Oberlippe bis zu den Nasenlöchern empor, so daß die großen, gelben Zähne hervorstanden, und begannen mit ihrem fürchterlichen Trompeten. Als wenn man ihnen lebendigen Leibes die Haut abzöge, so brüllten sie. In langgezogenen Seufzern und in schmetternden Schmerzenschreien ließen sie sich hören, und Jose schrie dazwischen: „Das ist die Versammlung der Esel!"

D'Oliveira sagte kein einziges Wort. Er schaute nur zu den Fatimamännern hinüber, gab seinen Leuten einen kurzen Befehl, und schritt auf seine Kutsche zu.

„Viva Jesus! Viva Maria!", schrien die Bauern von Fatima ihm nach. Die Männer von Ourem wagten sich ihnen nicht zu nähern. Sie waren zwar größer an Zahl, sie waren aber Städter, und die Fatimaleute waren Bauern, deren Hände wuchtiger wuchsen. Womöglich könnten auch noch mehr da irgendwo versteckt sein. Man weiß ja nicht.

Langsam, und nur leise Fluchworte ausstoßend, schritten auch sie ihren Kutschen zu. Das Einsteigen nahm nicht viel Zeit. Binnen einiger Minuten war das Irenental leer von ihnen. Nur die großen Staubwolken zeugten noch davon, daß sie dagewesen waren.

Mit wildem Geschrei trieben die Fatimabauern ihre Esel und Maulesel einer weiten Weidefläche zu. Man band die Tiere los und ließ sie sich beruhigen.

„Du hast dir heute deinen Wein verdient", rief man lachend dem Vagabunden Jose zu. Ein Bauer kam mit einer großen Flasche und suchte sie dem Jose in die Hand zu drücken. Jose griff mit einer Hand nach seinem Strick und Rosenkranz, in den anderen hielt er die Weinflasche.

„Liebe Leute, ich bin ein Büßer. Führet mich nicht in Versuchung, denn der Teufel ist stark und das Fleisch ist schwach", murmelte er halblaut. Seine Augen waren auf die Flasche gerichtet.

Da riß ein übermütiger Bursche Jose's Kopf zurück, packte Jose's Hand mit der Weinflasche und zwang sie an des Landstreichers Mund. Jose gab nicht all zu viel Widerstand. Geduldig hielt er seinen Kopf nach hinten hinübergebeugt, und er begann wie nach Luft zu schnappen. Mit jedem Schnappen gurgelte ihm jedoch der Wein froh und munter durch die Kehle. Seine Augen begannen in hellster Seligkeit aufzuglühen.

Die Bauern schrien und lachten und tranken aus mitgebrachten Flaschen. Der heilige Ort war vollständig vergessen, nur der Sieg wurde gefeiert.

„Viva Maria!", schrien sie, und Jose begann jetzt mitzubrüllen.

So geht es halt — mit des schwachen Menschen Freude an Gott! Es muß sich der Herr schon manchmal gefallen lassen, daß die, so Ihn lieben, mitzeiten etwas zu fröhlich über Ihn werden .

Die Gemüter bis oben hinauf gefüllt mit hohen Gefühlen, machten sich die Bauern mit Jose auf, zum Kirchlein Unserer Lieben Frau von Ortiga zu gehen. Man wollte noch zum Elfuhrhochamt zurechtkommen, und man wollte auch dem Pfarrer berichten, wie es ihnen im Irenental ergangen war.

Herr Markus schaute mit großen Augen auf die Männer. Ihre hochroten Gesichter und ihre hochaufsteigende Stimmung kamen ihm sehr verdächtig vor. Ganz besonders den Jose nahm er sich ins Auge. Mit verschobenem Büßerstrick, den langen Rosenkranz ganz in der Mitte des breiten Bauches baumelnd, stand der Landstreicher vor seinem Pfarrer und sprach mit einem Eifer, den Herr Markus seit einiger Zeit nicht mehr am Jose bemerkt hatte.

Herr Markus trat auf Jose zu und schnupperte mit der Nase. Darauf kehrte er sich, gewaltig weiter schnuppernd, den anderen Männern zu. Er sagte jedoch kein Wort. Nur mit dem Kopfe schüttelte er. Dann begann er aufmerksam zu lauschen.

„Also das war dein Plan, Jose", meinte er, nachdem ihm Gelegenheit gegeben worden war, endlich auch einmal reden zu können. „Wieviel Ouremleute waren denn da?", fragte er.

„Achtzehn Kutschen voll", schrie ein Bursche eifrig.

Herr Markus begann vor sich hinzusinnen.

„Das wird nicht gut enden", sorgte er sich laut. „Der Administrator und der do Vale werden uns das nicht schenken. Und was wird Bernardo jetzt wohl machen?"

„Die heilige Jungfrau ist stärker als alle d'Oliveiras", wurde dem Pfarrer darauf vom Jose geantwortet.

Herr Markus hatte wirklich nichts darauf zu sagen. Die heilige Gottesmutter ist stärker, das ist wahr. Es hatte aber viel Not und viel Blut gekostet, bis der Heiland seine ganze Stärke zu zeigen beschloß. Und es hatte der Heiland gesagt, daß es dem dürren Holze nicht besser gehen werde als dem grünen Zweig. Hat der Heiland leiden müssen, dann wird es auch uns nicht leicht gemacht werden .

Herr Markus konnte heute kein Mittagsschläflein halten. Er war viel zu aufgeregt. Er bangte um seine Gemeinde. Er fürchtete die Rache des Administrators. Auch um die Kinder begann er sich wiederum zu sorgen.

Wer weiß, ob d'Oliveira sie nicht doch noch in eine Erziehungsanstalt steckt? Diesem gottlosen Halunken ist wirklich das Allerschlimmste zuzutrauen.

In diese sorgenvollen Gedanken drängte sich plötzlich das Bild Jose's hinein. Der Kerl hatte wieder einmal getrunken. Böse schüttelte Herr Markus den Kopf. Getraut hatte er der Heiligkeit des Vagabunden ja nicht so ganz. Aber, es tut doch weh, wenn man sieht, wie das Gute so überschnell zerfällt. Eigentlich hättte Herr Markus diese Geschichte ruhiger beurteilen sollen. In seinem Alter hätte er doch genügend Erfahrung haben müssen um zu wissen, daß das Gute sich nicht so einfach aufbauen läßt, und daß der schwache Wille ein ärgerer, hinterlistigerer Feind der Tugend ist als der böse Wille. Herr Markus war jetzt jedoch wieder in eine ungute Stimmung geraten. Die Mißgestimmten aber vergessen alle Geduld.

„Und jetzt muß ich noch packen", polterte Herr Markus laut vor sich hin. Morgen wollte er doch über Land reisen, zum hochwürdigen Herrn Erzpriester Faustino, um mit ihm den hochwürdigen Herrn Manuel zu besuchen.

Dieser Besuch war auch eine Aufregung für sich.

Alles, aber aus alles war schief und krumm und finster und ärgerlich. Was wird nur hier in Fatima geschehen, während Herr Markus fort ist? Sollte er nicht wohl doch lieber zu Hause bleiben?

Da klopfte es an die Tür. Des Pfarrers Wirtschafterin steckte ihr rundes Gesicht ins Studierzimmer und sprach:

„Da ist eine Frau, Herr Pfarrer, eine ganz Fremde, die mit Ihnen reden möchte."

Herr Markus schaute auf.

„Bringt sie nur herein", sprach er kurz.

Ein paar Augenblicke später stand eine Städterin vor dem Pfarrer von Fatima. Jedenfalls war sie städtisch gekleidet, wie Herr Markus feststellte.

„Entschuldigen Sie bitte, Herr Pfarrer", sprach die Fremde mit einer Stimme, aus der man große Unruhe heraushören konnte, „Sie müssen mir helfen. Ich bin Frau Futtini. Meinen Sohn Ludwig werden Sie wohl kennen?"

Aufmerksam schaute der Pfarrer auf die Frau.

„Ihren Sohn Ludwig kenne ich schon", meinte er. „Setzen Sie sich da auf den Stuhl und erzählen Sie mir, was Sie zu uns nach Fatima bringt."

Frau Futtini ließ sich nieder. Sie setzte sich aber nur auf den äußersten Rand des Stuhles. Herr Markus sah sofort, daß sie an alles andere dachte als an ein gemütliches Plauderstündchen. Ernste Dinge mußten sie hergebracht haben. Herr Markus fühlte Mitleid, als er auf das kleine, schmächtige und so versorgt ausschauende Frauchen blickte. Sein Groll verging und helfende Freundlichkeit gab seiner Stimme ganz neuen Klang, als er sprach:

„Ich werde mich auch setzen. Haben Sie nur keine Angst, Frau Futtini, daß Sie mir meine Zeit rauben. Sagen Sie nur alles, was Sie auf dem Herzen haben."

„O, Herr Pfarrer, es ist schwer. Es ist wirklich schwer, alles zu sagen", schluchzte die Frau auf. Sie grub nach ihrem Taschentuch.

Herr Markus hatte nun auf einmal die Geduld wieder gefunden. Er wartete mit verständnisvoll gebrummtem: „Na ja, es ist halt unser Leben so, und wir sollen einander helfen", bis Frau Futtini etwas ruhiger geworden war.

„Der Ludwig ist mein Kind, darum tut es so weh, Herr Pfarrer", sprach das Frauchen. Sie versuchte des Pfarrers Freundlichkeit mit leisem Lächeln zu beantworten. Es stand ihr wirklich gut, dieses wehe Lächeln. Pfarrer Markus fühlte ganz deutlich, daß sein Herz riesengroß werden kann.

„Erzählen Sie nur", lud er noch einmal ein. Er hatte sich an seinen Schreibtisch gesetzt.

„Sie wissen doch, daß Ludwig hier in Fatima ein Mädchen mit einem Kinde hat", begann Frau Futtini schüchtern. Als sie des Pfarrers bejahendes Nicken sah, fuhr sie fort:

„Der Junge, der Ludwig, ist auf Abwege geraten, Herr Pfarrer. Er war gut, früher, als er noch klein war. Seit ein paar Jahren kenne ich ihn aber garnicht mehr. Er ist so selbstsüchtig geworden und so grob, daß ich ihn fast garnicht mehr anzureden wage. Herr Pfarrer, ich hoffe ich versündige mich nicht wenn ich sage, daß unser Pfarrpriester, der hochwürdige Herr Sascao, meinen Buben etwas zu oft unterstützt hat. Ich habe versucht, dem Buben einzureden, das Mädchen doch zu heiraten. Unser Pfarrer war ganz dagegen, absolut dagegen. Ludwig arbeitet im Geschäfte meines Bruders. Als mein Bruder von dem Kinde hörte, wurde er wirklich böse. Sie müssen wissen, Herr Pfarrer, daß mein Bruder Junggeselle ist. Wir sind nur zwei Geschwister, mein Bruder und ich. Sonst ist niemand mehr da. Mein Mann ist gestorben, und ich habe nur den Ludwig. Mein Bruder hatte Gefallen an dem Buben. Er wollte ihm sein Geschäft vermachen. Jetzt hat er aber eine Bedingung gestellt: Entweder du heiratest das Mädchen und nimmst sie und dein Kind zu dir, oder wir zwei haben nichts mehr miteinander zu schaffen.

Der hochwürdige Herr Sascao hat uns erzählt, das Mädchen sei ziemlich verkommen. Deshalb rate er von einer Heirat ab. Da hat mein Bruder gemeint, Ludwig solle wenigstens das Kind zu sich nehmen. Ich habe mich bereit erklärt, das Kind so lange bei mir zu halten, bis Ludwig einmal sein eigenes Heim hat. Auch unser Pfarrer hat gemeint ,daß das sehr gut sei. Nun aber will Ludwig nicht. Er will das Kind überhaupt nicht haben. Er will es aber dem Mädchen fortnehmen, damit mein Bruder sich beruhige. Anstatt es mir zu bringen, will er es einem Waisenhaus übergeben. Gestern war der hochwürdige Herr Sascao bei mir. Er fragte mich, ob ich das Kind immer noch nehmen wolle. Da sagte ich ihm, daß ich sehr gern dazu bereit sei, daß Ludwig mir aber einen Auftritt nach dem anderen mache, wenn ich auch nur das kleinste Wort davon erwähne. Da ist unser Pfarrer sehr böse geworden. Er hat mir geradezu vorgeworfen, ich habe meinen Buben schlecht erzogen."

Frau Futtini begann zu weinen .

Herr Markus rieb sich sorgenvoll das Kinn.

„Ich will unserem Pfarrpriester ja schon gern verzeihen. Ich weiß ja, daß auch er in großen Schwierig-

keiten ist. Ich habe in der Zeitung gelesen, daß er und Ludwig dem Mädchen das Kind mit Gewalt nehmen wollten, und daß unser Pfarrer deswegen hier in Fatima geschlagen wurde. Auch die Lügen, die über den hochwürdigen Herrn Manuel Sascao in unseren kirchenfeindlichen Blättern verbreitet wurden, habe ich gelesen. Aber, es ist wirklich nicht meine Schuld, daß Ludwig so geworden ist, wie er heute ist. Unser Pfarrer kennt ihn nicht. Mich kann Ludwig aber nicht betrügen. Ich bin seine Mutter, und eine Mutter hat Augen, Herr Pfarrer, Augen, die auch dort sehen, wo andere Leute nichts bemerken. Der hochwürdige Herr Manuel hat lange Zeit nichts von dem Kinde gewußt. Als er es erfuhr, kam er zu mir, um mir Vorwürfe zu machen. Mit dem Ludwig blieb er weiter Freund. Ja, er redete dem Ludwig sogar ein, das Mädchen unter keinen Umständen zu heiraten. Unser Pfarrer meinte, wenn das Kind einmal bei mir wäre, sei der Ludwig dem Mädchen nichts mehr schuldig. Ludwig hat unseren Pfarrer aber betrogen. Dem Ludwig geht es nur darum, das Kind dem Mädchen fortzunehmen, damit mein Bruder denke, das Mädchen sei so schlecht, daß Regierung und Geistlichkeit sich gezwungen sähen, ihr alle Rechte zum Kinde zu nehmen. Ist sie so schlecht, dann wird selbst mein Bruder nicht verlangen, daß Ludwig sie heirate.

„Es mag ja schon so sein, vielleicht ist das Mädchen wirklich schlecht. Vielleicht würde Ludwig wirklich unglücklich mit ihr werden. Aber das Kind, Herr Pfarrer, das Kind. Ludwig will es nicht. Der hochwürdige Herr Manuel hat böse Dinge auf sich genommen, um dem Ludwig das Kind zu holen, weil er glaubte, Ludwig werde das Kind mir überlassen und volle Verantwortung übernehmen. Nun weiß auch er, daß Ludwig nur selbstsüchtig handelt, daß Ludwig das Kind loswerden will. Was macht der hochwürdige Herr Manuel aber? Er ladet den Ludwig immer wieder zu sich ins Haus. Was die zwei so viel miteinander reden, ist traurig, Herr Pfarrer. Anstatt den Ludwig zurechtzuweisen, hetzt er ihn gegen die heilige Gottesmutter auf, die sich hier in Fatima zeigt."

Frau Futtini brach wiederum in Tränen aus.

Herr Markus räusperte sich. Dann sprach er:

„Gegen die heilige Maria hetzt der hochwürdige Herr Manuel wohl nicht. Er glaubt nur nicht, daß die heilige Gottesmutter hier her kommt. Und was das Mädchen betrifft, Frau Futtini, so kann ich Ihnen als Priester sagen, daß sie des Ludwigs schon wert wäre. Sie ist ein gutes Kind, hat dem Ludwig zu sehr getraut. Ich kann Sie mit Rosa bekannt machen. Sie ist hier im Städtchen. Es war immer mein größter Wunsch gewesen, den Ludwig und die Rosa zusammenzubringen. Heute könnte ich es aber nicht mehr verantworten. Verzeihen Sie, Frau Futtini, wenn ich hart rede. Heute bin ich aber selbst gegen eine Heirat. Nicht, weil Rosa schlecht ist, sondern weil der Ludwig sich dieses Mädchen bis jetzt noch nicht verdient hat."

Herr Markus erhob sich. Er trat auf Ludwigs Mutter zu und schaute mit gütigem Blick zu ihr hinab. Dann sprach er milde:

„Frau Futtini, ich will Ihnen wirklich nicht wehtun. Seien Sie tapfer. Die Wahrheit zu tragen ist schwer. Solange man sie trägt, hat man aber auch immer noch Hoffnung. Beten wir für den Ludwig. Lassen wir der Rosa das Kind, sie wird es schon gut erziehen. Der hochwürdige Herr Manuel ist auch nicht ganz so, wie er sich nach außen hin zeigt, glauben Sie mir das. Er schimpft manchmal zwar, auch schimpft er an die falsche Adresse, im Herzen weiß er aber doch, wo das Richtige ist. Und glauben Sie mir, Frau Futtini: Die ganze Sache schmerzt ihn mehr als wir es ahnen."

Mit nassen Augen schaute Frau Futtini auf den Pfarrer von Fatima.

„Es tut weh, Herr Pfarrer, was Sie da sagen", sprach sie leise. „Jede Mutter ist halt so, daß sie gegen alle Vernunft glaubt. Auch ich habe geglaubt. Sie werden mir vielleicht doch sagen, die Sache sei nicht so schlimm und Ludwig nicht so schlecht, wie ich es Ihnen erzählt habe. Es ist aber wohl doch gut, daß wir uns aussprechen und alles beim richtigen Namen nennen."

„Daß der Ludwig schlecht ist, habe ich nicht gesagt, Frau Futtini", tröstete Herr Markus, „schwach ist er wohl, das kann nicht abgestritten werden. Auch ein wenig auf Irrwegen. Aber beten wir und warten wir ab. Der Herrgott hat manchmal wunderliche Arten und Weisen, die Menschen zu leiten. Und er bekommt sie zuguterletzt immer doch dorthin, wo er sie haben will."

Herr Markus hatte diesen Satz kaum beendet, als es wieder an die Tür pochte. Die Wirtschafterin kam herein, gefolgt von einem auswärtigen Bauern.

„Herr Pfarrer", sprach der Bauer, „der hochwürdige Herr Faustino hat mich mit diesem Briefe hergeschickt. Ich soll sie sofort mit nach Olival nehmen. Mein Gespann ist draußen."

„Heute noch nach Olival?", fragte Herr Markus erstaunt. Er nahm dem Bauern das Schreiben ab. Er las:

„Herr Manuel Sascao will heute gegen Abend bei mir sein. Er habe mich in einer sehr wichtigen Sache zu sprechen, ließ er mir melden. Kommen Sie bitte nach Olival. Ich werde Sie heute Abend noch zurück nach Fatima bringen lassen, falls Sie es so wünschen. Aber kommen Sie bestimmt."

Herr Markus zog die Augenbrauen zusammen.

„Ich werde wohl fahren müssen, Frau Futtini. Sie müssen mich entschuldigen. Bleiben Sie übernacht in Fatima? Könnten wir nicht morgen weitersprechen?"

„Nein", meinte Ludwigs Mutter, „ich will heute noch heim. Ich möchte aber noch ins Irenental hinaus, und auch die Rosa möchte ich sprechen wollen. Fahren Sie nur, Herr Pfarrer. Es bleibt uns ja nichts mehr, worüber wir reden könnten. Wolle Gott nur helfen. Ich danke Ihnen für Ihre guten Worte. Wenn Sie meinen, daß das Kind hier bleiben solle, dann solle es auch mir so recht sein. Was der Herr Manuel von Ludwig denkt, werden Sie ja wohl heute noch hören."

Frau Futtini hatte sich erhoben. Sie küßte ehrfürchtig des Priesters Hand und ging leise zur Tür hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

IMPORTANT

CHANGE OF ADDRESS

The readers of the Marienbote are herewith informed that the Marian Press and the Editorial Staff of the Marienbote will move from Regina to Battleford, Sask. within the next two weeks. Our new address will be:

THE MARIAN PRESS
St. Thomas College Battleford, Sask.

Plans have been made to publish, in addition to our German Marienbote, an entirely English Monthly Magazine in the near future.

Beginning with September 1st, 1948, kindly send your mail to the new address.

THE MARIAN PRESS
St. Thomas College Battleford, Sask.

Then there is the story of Archbiship Williams, of Philadelphia, to whom an ill-bred, aggresive man said, "Where in hell have I seen you before?" and was answered, "What part of hell do you come from?"



Health of the soul in holiness of justice, is better than all gold and silver: and a sound body, than immense revenue.

• • •

There is no riches above the riches of the health of the body: and there is no pleasure above the joy of the heart.



GALILEAN

The world has grown gray with Thy breath.



But it comes as a shock to hear a Catholic author even hint that our Lord was a bit on the gloomy side. According to Christian belief, Christ was the only perfect Man the world has known. Therefore, He must have had every human perfection in its fullness. And a sense of humor is decidedly a human perfection. To say, then, that any creature had a sense of humor better than that of Christ is simply to deny that our Lord was the perfect Man. Critics have remarked that Dr. Cronin in his book misrepresented priests. I think he libeled our Lord.

Maybe the explanation lies in the fact that our Lord's sense of humor cannot be gauged by mere human standards. From the nature of the case it must be too deep and tremendous for us to comprehend fully. It cannot be concerned with wisecracks or "belly laughs." We must not expect Christ to have the superficial humor of a comedian. But just as there is a sorrow that lies too deep for tears, so there is a humor which lies too deep for laughs.

In other words, our Lord's sense of humor must be lighted by a light from another world. And just as the wisdom of God seems foolishness to the world, so we must expect that the sense of humor of the Son of God may appear cheerless to the mere worldling.

Yet, even the worldling who reads the life of Christ casually must be struck by the incongruous which meets him at every turn, and which is an element of humor. Christ is born in a stable; yet, kings from afar come to worship Him. He is uneducated; yet, even as a Child He confounds the great doctors of the Law. He preaches selfdenial; yet, He works His first miracle at Cana to add to the marriage merriment. He chooses some poor fishermen to found an organization which He promises will outlive all others even to the end of time. Of the 12 chosen ones, the leader, the **Rock** on which Christ promises to build His organization, denies Him; the treasurer betrays Him for a few dollars; all abandon Him. Yet, within a few hours of the betrayal of His Master, Judas commits suicide; after Christ's crucifixion the cowardly apostles all face tortures and death for Him; and His Church, founded on Peter the Rock, is the only organization after 1900 years which really bids fair to last to the end of time. Christ died on the cross; yet, He predicted and desired crucifixion. He cried out on the cross in apparent despair; yet, He promised heaven that very day to the repentant thief who hailed Him as his King; and He died only after such a loud shout of triumph that the centurion at the foot of the cross cried out as billions of men and women have cried out for 19 centuries, "Verily, this was the Son of God."

The same note of incongruity runs through all our Lord's doctrine, which is based on the principle that only by losing our life shall we find it, that only in selfdenial for God shall we find real happiness for ourselves. As for drollness, those who "sought to entrap Christ in His speech" knew all about that.

The dictionary tells us that sympathy, geniality, and pleasantry are also elements of a sense of humor. How can anyone read the Gospel story and fail to see that Christ possessed these qualities to an incomparable degree? Observe His immense and practical sympathy for the poor, sick, and sinful. Read the parables of the prodigal son, the lost sheep, the Good Samaritan, the unjust steward. Remark His appreciation for the sense of humor of the woman of Canaan, when she is apparently rebuffed in asking Him a favor.

"Let the children first have their fill," He says, "for it is not fair to take the children's bread and to cast it to the dogs."

"Yes, Lord," she answers; "for even the dogs under the table eat of the children's crumbs."

And Christ gives in to her; do you think without a smile?

Indeed, I believe we miss a lot of smiles in our reading about

our Lord, smiles of patience and understanding with the sick and the sinner, smiles for all those who loved Him enough to follow Him into the desert, forgetting their food and drink, smiles for His stupid apostles after every one of their blunders; and smiles, above all, with His mother.

"What is it to Me and to thee!" He exclaims, when Mary tells Him at the marriage in Cana that her friends have no more wine. But immediately and with utter confidence, Mary tells the waiters to do as her Son shall bid; and then, as Crashaw wrote, "the modest water saw its God and blushed." Mary understood her Son.

Again, if humor at its best can be said to be the tendency to look on the cheery ide of things, from the very nature of the Case Christ must have been the supreme Optimist. He realized, as no one else could, that "all else passes, God alone remains." He knew that after His crucifixion would come the resurrection. And so, even on the cross, He could pray for His torturers, promise the good thief, "This day thou shalt be with Me in paradise," and die with a great shout of triumph.

Finally, see the gentle and almost sly humor of our Lord after His resurrection. See Him playing hide-and-seek with Magdalene at the tomb and with His disciples on the way to Emaus. See Him come to His apostles when Thomas is absent, so that later on, the faith of all of us might be strengthened in that of the doubting Thomas. See the Son of God, risen from the dead, calling to His apostles once more after a futile night of fishing on the sea of Tiberias, this time to come ashore for a breakfast that He Himself has cooked for them. This single scene lives up to the classical definition of a sense of humor.

If we need any more proof, we can find it in those who mirror Christ most closely, His saints. For they, like their divine Master, delighted in the incongruous and the droll, and were distinguished by sympathy, geniality, pleasantry, and the tendency to look upon the cheery side of things, especially when there didn't seem to be any cheery side to look at. Thus, St. Lawrence roasting on his gridiron could ask to be turned over because he was "quite done on the one side." St. James of Jerusalem, when threatened with having his liver torn out by the tyrant of the city, could observe that "the old thing has been giving me a lot of trouble where it is now, anyway." St. Thomas More could ask to be helped up to the scaffold, since "my coming down will take care of itself." St. Philip Neri could be a practical jokester while secretly performing terrific penances. The Curé of Ars could get a laugh out of the devil pulling his poor rheumatic toes when he tried to get a little sleep. And all could realize, as St. Theresa said, that "a saint sad is a sad saint," because their Master had conquered for them the king of gloom.

The world, of couse, cannot understand the saints and their sense of humor any more than it can understand their Master and His sense of humor. It cannot understand Blessed Juliana of Norwich when she tells us to be "strong and merry in Christ crucified." It cannot understand the old Irishwoman who says, "My rheumatism is worse today, thanks be to God."

But Dr. Cronin is a Catholic. How did he miss the human and superhuman sense of humor of our Lord? The answer may be found in what Dr. Cronin says about the story of Jonah and the whale. His hero deplores the fact that 'he '"cannot believe without a struggle everything from Adam's rib to the less probable details of Jonah's sojourn in the whale." Yet Christ said He would be in the tomb three days as Jonah was in the belly of the whale; and added that the sign of Jonah and the whale was the only sign that would be given to an unbelieving generation as the type of His resurrection from the dead.

If Dr. Cronin can't get a chuckle out of that, I guess our Lord's sense of humor is just too much for him.

The Example

Madison Square Garden in New York City was packed with thousands of boxing enthusiasts one Thursday night. After 15 strenuous round, Lou Ambers was declared lightweight boxing champion of the world. The young man was weary after the contest, and his admiring friends led him in triumph to an expensive restaurant.

"What will you take, Champ?"

How satisfying that title must have been to this Italian boy! What would he take? He looked at his watch. It was one minute past midnight. He quietly shook his head.

"I will not take anything. It is the first Friday and I'm going to Holy Communion this morning."

God planned parenthood for begetting children, but now men have planned it for 'not' begetting children.

"Both to Peter and to Me"

"Treat the Pope as if he had at his command one hundred thousand bayonets," said Napoleon, who estimated men by their power of resistance or of combat. That indomitable conquerer of Europe declared that however powerful and formidable a man may be, he is inevitably vanquished by the unarmed impotence of the child and the old man. ..Those who trample that impotence are traitors and cowards.

A child or an old man can no more injure a person than can a lamb. We are horrified and shocked when, at times, this chaotic age produces an unnatural parent murderer of a child or a brutal assailant of a defenseless old man . Whoever has beheld the slaughter of a gentle lamb can never forget the pitiful plaint of that helpless creature.

This comparison does not imply, however, that the Pope is impotent, as some would have him. To a certain extent, as Vicar of Christ, he may be likened to the tender lamb, a prey at all times, to the howling wolves that would strangle him. ..All know that he is the most innocent.. victim.. of blood-thristy hounds.

....The assailants of the Vicar of Christ are well aware of the fact that in dashing themselves against that invulnerable rock upon which stands the Church, they ..will ..grind ..down ..their tusks and claws. What enrages them is that this powerful, fearless head of the Church, ..who stands in the way of their insane ambitions, readily forgives them and prays for them, as did Christ for His savage enemies . . "Father, forgive them, for they know not what they do." The Psalmist says, "My thoughts are not thoughts of malicious contempt, but of benevolence and peace."

....It was this prayer that our glorious reigning Pontiff pronounced when he broadcast his Christmas message to the world in 1947, .."May God illuminate those who, rather prompted by stubborn malice, ..and deceived by errors speciously veiled under the appearance of true love."

Inspired by the Holy Father's benevolence, we may well recall and reflect upon that famous mural painting in the Vatican, picturing the obstinate Frederick Barbarossa bending low beneath the outstretched hand of the Vicar of Christ. ..The vanquished .. emporor, .. who .. had dreamed of reviving the ancient Roman Empire and of reducing the Supreme Pontiff to the rank of his obedient chaplain, is now repentant and submissive. ..But in a moment of proud resistance, he still hesitates to kiss the foot of the venerable Pontiff, his adversary for so many years. To prove that he reveres, not the person of the Pope but only the symbol of Christianity, he murmurs, "Not to thee ,but to Peter!" Now this Pope, Alexander III, who had just conquered one of the most dangerous enemies of the Holy See, firm in reminding him that each Pope continues the primacy, gently replies, "Both to Peter and to me!" ......

....Then ..Frederick ..lowers ..his proud head to the Pontiff's sandal, while Alexander, his noble calm brow lifted to the light, performs with his gentle hand that gesture of power and pardon sought by humbled rulers...

...."Not to thee, but to Peter!" . . . "Both to Peter and to me!"

These twelve words symbolize throughout all ages, the glory of the papacy. Under whatever novel form, in fact, behind whatever unforseen mask, some Barbarossa may reappear, there can be no doubt that sooner or later, either Alexander's or Peter's successors will bring him to trems.

"And the Lamb will conquer them." That lamb without armies, planes and bombs will vanquish all enemies of the Vicar of Christ.

"Today the Father of millions of Catholics, the only mediator of peace, is lifted in an awful solitude above all men, all the woes of Christianity vibrating within him . . . How many think of the grief of Pius XII, of the anguish settling on the domes of the Church?"

Adapted from **L'Apostolat**

Butter is a great luxury to the desert Arab who often eats only a handful of dried dates and a drink of camel's or goat's milk during the day. Desserts may be a small cake of dry cheese made from camel's milk.

Sick Call Over the Rockies

by M. Bobillier, O.M.I.

("The Oblate World")

"Good morning, Father."

"Good morning, Harry."

"I came last night. My wife is very sick. Francisca is very sick too, and her new baby is not doing too well."

"Where are they?"

"In the bush—over the mountains . . . It is quite a long way."

"When are you going back?"

"Tomorrow, Father, at noon."

"Very well. I shall be ready and go with you."

That is how a sick call starts up here. It is not the case of a phone ringing, or of someone running a couple of blocks to the rectory.

I had opened a summer school three days before. I would have to close it — since I do all the teaching myself — but the children, I knew, would not mind. They would joyously go back to running and playing in the woods.

The following day, at noon, I crossed the Dease River in a small boat and went looking for my guide. But the latter was not ready yet. He had had a whole day to purchase what he needed in the local store, but was still bargaining.

"Harry," I said, "we start this afternoon. Hurry up — I won't wait any longer."

I had a dog packing my blanket, tent and provisions. My chapel was on my back — just what was absolutely necessary to offer the Holy Sacrifice, and the Holy Oils. After three hours of waiting for Harry, we were on the trail. Harry and his son, Felix, had four dogs, heavily laden with groceries and supplies. It was like a small caravan trudging over the mountains.

This was my first trip into this part of the country and I was enjoying it. We hiked along a muddy road built by the gold-seekers at the time of the historic stampede to McDames Creek over forty years before. In the bottom of the valley, the creek was roaring among the boulders and from every gulch water was pouring as it came rushing down from the tops of the mountains. The start of that trip, on a sunny June day, was almost like a hike to a picnic.

At eight in the evening, we stopped to visit with a lonely miner who proudly showed us his "diggings." The diggings were a gold mine on a hillside. This miner was quite well equipped and had powerful mechanical apparatus to shovel the gold-bearing sand into the sluice boxes where the water of the creek washed out the precious metal.

We made camp in the woods at 10:00 p.m. At this time of year, the day is almost everlasting, and it was still very bright. A gentle breeze helped disperse the mosquitoes. I slept under the tent, but my Indian friends just curled out in the open. The night was cool, for when the sun does finally disappear behind the mountains, even in June or July, the temperature really d r o p s. One usually finds a rim of ice inside the teapot in the morning.

By six in the morning we were already on the trail again. A long day stretched ahead of us. We were going to try to reach the camp that night.

We soon passed through a place called Centreville. You can find its name on any detanled map of the Yukon. Four sagging buildings are its only remnants of past splendor. Not a soul now lives here, where, at the beginning of the century, 2000 gold-seekers were panning on the rich creekbed. This is a dead camp — a deserted city — and a gloomy place indeed.

ASKER ASKED

While I was preparing for Mass on his South Sea island one morning, a native approached and said that he wanted to go to confession. Having heard that some of the natives made false claims of Catholicity, I determined not to help the penitent with his confession, but to let his manner of confessing be he test of his sincerity in professing the faith.

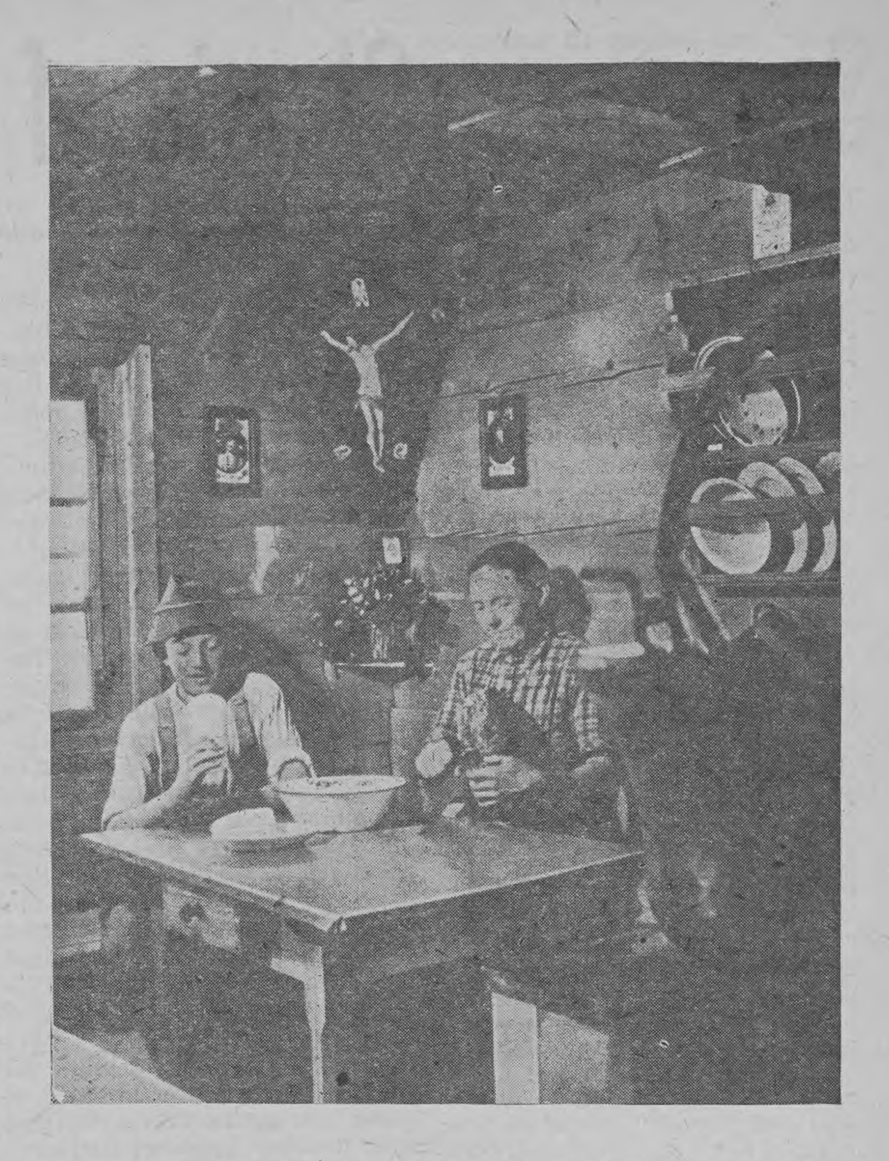
To my amazement and confusion, I found that I was the one being catechized. Was I a Catholic priest? Yes. Did I say Mass in Latin? Yes. Did I believe in the infallibility of the Pope? Yes. All right, he would go to confession to me.

He made a confession as complete and correct as any theologian could have made.

Centreville also marked the end of the road. From there, we took an Indian trail which winds its way to the top of the mountain range we had been following. After two hours of hard climbing, we reached the timber line beyond which only meager vegetation grows and which is the habitat of mountain sheep and goats.

We crossed the range by means of a high pass and descended into another valley in which we halted for lunch at one o'clock in the afternoon. We cooked our meal by the shore of a small lake whose transparent waters were imprisoned between two rocky cliffs. The lake swarmed with wild geese and ducks.

We resumed our journey under a burning afternoon sun. We followed the whole length of that narrow valley between the mountains. We skirted numerous little lakes and plunged hip-deep through creeks of icy water. In an open space we saw a grizzly bear. But he heard us talking and while Felix held the dogs to prevent their taking off after him, the bear disappeared as swiftly as his lumbering gait allowed. Alongside the trail, we came upon an empty bear den in which a bear family had holed up during the winter months. A nearby tree showed the slashes of many long and sharp claws.



The sun was getting close to the tops of the mountains when we reached the end of the valley and started climbing once more to reach another pass. We had to climb for two hours above the timber line to reach that one. On the way we passed a flock of wild mountain sheep and a number of snowdrifts, some of them at least twelve feet high. There was not a tree for miles around and the buckbrush grew to a height of only a foot. This was the real barren land of the mountains.

We crossed the last ridge at nine o'clock that evening. Another valley stretched out below us and from the midst of a distant woods we could see a streak of smoke drifting up into the clear air. It was our destination — the Indian camp.

After sixteen hours of walking, we were tired and the pack dogs were so worn out they could hardly keep up with us. But we kept going, descended the steep mountainside and reached the camp very late that night.

The camp was composed of only four tents, set close to a muskeg where the musquitos were plentiful. There was no great enthusiasm at my arrival. Everybody was hungry; the men had been hunting in vain, and all in the little colony had been waiting for the return of Harry and his son. The sick women were feeble, but not at the point of death. I set my tent under some pine trees and fell asleep right away.

Fog, rising out of the muskeg, awoke me the next morning. I felt better and ready to perform my ministry. I rounded up the camp and they all came to the Mass which I celebrated on a makeshift table.

In the forenoon, an Indian came from a mile away and took me to his camp. I heard the confessions of the little group and baptized two babies. One of the

babies was gravely ill and due to die soon. I then was really glad that I had come; it was worth walking sixty miles to open heaven to that little one .

Back at the first camp, I visited each tent, consoling the sick, encouraging the others, and explaining some catechism to the children. During the day I had plenty of time to observe Indian life as lived in the bush. The children were doing all the chores, cutting wood, bringing water, watching the camp-fire. The men and women were resting in their tents, doing nothing but smoking and chewing tobacco. The smaller children ran about entirely unclothed, while the older ones were dressed only in rags and tatters.

When the poor meals were ready — a little bannock and sugar at noon, and rice in the evening — the parents ate first and the children had what was left. For me, they spread a gunnysack on some spruceboughs, and all the while, three hand-wound phonographs broadcast romantic cowboy music.

The whole camp was filthy, from the battered kitchenware to the children who attended the babies, putting incredibly dirty fingers into their little mouths.

During the evening, I had a short service and heard confessions of everyone. They were all suppoesd to be Catholics, but one couple would not listed to my entreaties. They had been living together for quite a while, and I did not know for what reason they would not get married. The woman was sick and paralyzed. The man was willing to be married, but the woman steadfastly refused. I left the camp without solving their problem. Thus, the missionary, not less than the city pastor, meets up with obdurate hearts.

On the last morning of my visit, the entire camp came to Mass, and most received Holy Communion. After breakfast, I said farewell to them, and, accompanied by Harry and his son, we left the camp.

The return trip was made more swiftly than the outgoing journey. In twelve hours we covered the territory that had taken us sixteen hours on the way in . This was so because we were now descending where we had been climbing previously. We camped that night with the miner of McDames Creek and the next day, at noon, I was back at the mission. I reopened my summer school and life went back to normal — until the next sick call.

Ghosts of Dead Hats

By MARY MABEL WIRRIES

About hats. Now no mere man, even a cleric and an editor, should even try to write about women's hats. For a man, a hat is a head covering; for a woman, a hat is a mood.

Let us say that winter, which started white and fresh, comes drably to an end. Winter always comes drably to an end—mounting coal bill, soot-spotted snow, a sniffling family. Woman no longer hat the exhilaration of the holidays to sustain her. The older children are away at college .The younger ones come in daily with messy overshoes. Invariably she must stop her dinner-getting to mop the kitchen linoleum. Even the cooking palls—cooking heavy meats, aging cabbages, knobby carrots. She longs for the days of dandelion greens, summery potato salad (made with new potatoes, not old ones grey in the middle), and tall, frosty glasses of minted tea. But this is only early March. She must struggle on through two more months of winter; or so she thinks. But she goes to town to do her Saturday shopping, spies a window filled with summer straws and silks (designed by the Professor from Paris), and buys herself a new hat. And behold—it is spring! For Woman it is spring! She goes home and prepares a brand new menu for the family—one she clipped from her best magazine Without the new hat, they'd have had corn beef and cabbage again.

Ye Editor, writing of women's hats, recalls one that resembles an "ice cream cone upside down, a baby Eiffel Tower, standing on much too wide a base." This verifies my womanly theory that Woman, being a resourceful creature, attains the fulfillment of her repressed desires in her hats. What could be sweeter, in the late, drab days of winter, than an ice-cream-cone hat? And even a woman would know better than to try to put an ice cream cone on her head right side up, with March winds blowing. And an Eiffel Tower—well, probably the feminine owner has longed for travel and never had the wherewithal to get 10 miles east of Main Street.

A hat like last year's? Fates forbid! The old hat was rained on and assaulted by dust storms. Besides, I wore it that day I went to the dentist to have the tooth pulled, and when I looked in a shop mirror as I waited for the streetcar, I was a horror, with my jaw swelled and my hair stringing, and that hat (which looked so perky the day I got it, and reminding me of summer, because it had a hurdy-gurdy on its northeast corner, and a purple sunflower two degrees south of my most frost-

A Missionary Writes

by Henry C. McCabe, O.M.I.

On a bright, hot morning I set out from my headquarters at Greytown, Natal. I carried with me suitcase, sleeping rugs and enough food for nine days. The district I was to visit is the most distant of my mission territory, a wide, sweeping, flat-land strewn with jagged rocks and scraggy brush.

On the perimeter of this land is our small mud school. One room of this school was to be my home although during these days I would leave it in the morning to return only for supper and bed. For my mid-day meals I would depend on the generosity of the Native kraal (home) at which I would arrive at noon.

If you had been on the veldt during those days you would have seen a long line of Natives, headed by a priest, wending its way slowly through bush and shrubs, skirting rocks, crossing streams and dongas, and stopping at every kraal along the way. After an interval the haphazard procession would move off again to the next kraal. Each stop would be of a half-hour or longer duration. After each stop the procession would form a longer line, increased by members of the kraal just visited.

All day long the procession moves across the veldt. Towards the end of the day, the line begins to dwindle as Natives who are getting too far from their homes bid the priest farewell and retrace their steps. As the light of day begins to fail, the priest and his few remaining followers turn back also. The priest goes to his room in the Native school and the followers, to their own kraals.

Thus ended the first day of the priest's census-taking among his people. The scene was repeated on each of the following eight days.

One of his most interesting, although physically tiring experiences comes to the missionary priest when he sets aside his usual parochial duties and devotes a few days to visit the kraals of some sector of the huge area that forms his mission. The priest goes armed with pen, a home-made census book, a ritual, a bottle of holy water and a stole. He also carries with him the necessities for the baptismal ceremony in case he should discover any unbaptized children of Catholic Natives.

The general purpose of the census is to obtain specific information which will assist the priest in his duties of advising, admonishing, scolding or praising. Let it be said here that to the questions put by the priest on an occasion such as a census visit, the Native will answer truthfully, sometimes to the point of giving embarrassing details.

As the priest approaches the kraal, he usually finds the family at its door, waiting to receive him. After the usual hearty welcome, the best chair (often this is but a box or a floor-mat) is brought forth and the priest is literally enthroned upon it with the family gathered around him.

The priest begins to ask questions. The introductory ones are typical census questions — names of parents, ages, data concerning the children, etc. Then the questioning turns towards matters that experience has shown are important in kraal life. Are there any children working away from the home-kraal? Where are they? Do they write home and help the parents? Is the family at peace with its neighbors? (There are times when neighborhood feuds can be adjusted through the efforts of the priest.) Is there any heavy beer drinking in this kraal or is this Catholic family allowing pagan neighbors to make a beer-hall out of its home? Are the girls and boys of the family home in the kraal before dark?

The priest discovers whether or not any of the children are courting non-Catholics. If they are, he determines whether the non-Catholic party has been advised that in the case of marriage all children must be

---

bitten ear) made me look worse. It turned out to be a Depressioo Hat, and I thought it was a new Deal.

Certainly I want a new hat! Now that election year is at hand, I'll take that one over there—the one that looks like a ballot box. And would you mind putting an eagle's wing on it, so I'll feel more free? What color? Just so it has some gold in it—enough to pay for the hat. I wore the last one four years, and I'm good and tired of it. After all, I'm not a bishop.

As for old hats, they are better forgotten. There was one called a Merry Widow which I couldn't get through a car door; one with ostrich plumes which had to be curled with a sharp knife daily, and fluffed over melting sugar; one which cost $15 and weighed 15 pounds. Why bring them up? Let the dead bury its dead, say I. But give me my sunrise tomorrow — and my ice cream cone next spring. I've always longed for Bermuda. Ah! if I can only find a hat that looks like a huge onion with a lily on the side!



brought up in the Catholic faith. Finally, he explores as to whether any pagan practices survive in the Catholic kraal.

That is the general theme of the "inquisition." The detailed questions and answers are woven into it, and the subjects that arise for discussion almost defy the imagination. I have learned that any native kraal, though tiny in dimensions and seemingly void of any great activity, is teeming with life and bubbling with problems, problems that are at times amazingly deep and varied.

The end of this interview with any Native family leaves the priest with a complete picture of the kraal and its life. In this family mosaic, the priest can see the family as a unit, how well or poorly its members are knit together, the character of each member, the state of his mind and the condition of his soul.

There is evidence in abundance that the priest's visit to humble homes of the Natives is an event of paramount importance to them and one which they remember and talk about long afterwards around the night-fires in their kraals. News of the priest's coming spreads like a dry-veldt fire. Kraals are in spotless readiness days before the event lest the priest come earlier than expected. The best of everything, even though that best may be in tatters, is on display. The floors are swept and then garnished with new dried dung. As the priest approaches, the fires in their containers are rushed outside lest the priest's eyes find discomfort in a smoke-filled kraal.

I dined well and often as I spent the nine days tramping across the veldt. Distance between kraals may be a quarter of a mile to a mile in this area. I dare not count the number of cups of tea I drank during those few days. The Native regards it as an honor for the priest to drink tea with him in his home. Sometimes, on a hot afternoon, the pot of Native beer makes an appearance. It is set first before the priest and then passed around. With the tea or beer I was occasionally treated to a piece of bread or a biscuit.

A priest on census tour learns not to be fastidious about drinking utensils. Everything is clean, but the utensils are often surprising or amusing. While I remember drinking tea out of ordinary cups in many a Native home, I also recall lifting to my lips tin cans of every description, jam tins, milk tins and dozens of other tins, each crudely fashioned to resemble faintly a cup. The climax came near the end of the tour when in one kraal, I was handed the tin teapot itself. With all the graciousness of which I was capable, and an inward chuckle, I lifted the tea pot and drank—to the truly bitter end.

That these Natives, living off in the veldt and far from the regular ministrations of the priest, are truly grateful for his visit is evidenced in the gifts bestowed upon him before his departure. During that census tour I visited some fifty-five kraals. On none of the nine days did I return to my sleeping room in the mud school empty-handed. Two or three boys always ac-

Masquerade

By JOHN PATRICK GILLESE

His 30th birthday! Kerry Shane was not superstitious; but, as to all writers, the number was symbolic to him. It meant "the end." And today he had a strange premonition that it might mark the end of a period of life that he should have forgotten long ago.

The spring morning dawned no differently than any other in the past eight years. Kerry felt like working on his new book, but decided against it. Warm rain stabbed down his study windows. The skies rolled over the murky timberline. The bush country was wet and bleak and beautiful.

His old housekeeper, Mrs. Brown, fussel around the kitchen, complaining about her shoulder. In wet spells her rheumatism always bothered her.

Tonight his usual circle of friends would be in for dinner. Afterwards they'd gossip curiously, wondering why he always dined by candlelight this one night every year.

Lance ("Foxy") Cardigan of the Edmonton Record would drive out from the city, as cocky and persistent as he had been for the past eight years. Times without number he had promised the gossip-mongers who devoured his column that he'd give them the low-down on Kerry Shane's past life.

" writers—except columnists," he told them glibly, "are eccentric. Kerry Shane is more eccentric than most. Why?"

At first it annoyed Shane. Now it was merely a break in the monotony that settled more deeply around him with every passing birthday. Thos. Cardigan thought himself the Winchell of Canada. He stuck the letters S. A., H. A., T. A. after his name—the mystic symbols standing for "Sees All, Hears All, Tells All."

"Why," he kept harping, "does Shane always stay home on his birthday? Why does this non-whiskered celebrity turn down invitations to speak before the seasons' loveliest college co-eds? Is there a romantic connection? The one and only Cardigan will get it for you yet. . ."

There was a romantic connection—but on one point Kerry was determined. Neither Cardigan nor any other columnist would ever give it to the world. It was something nobody else could understand.

One gay and perfect night—at the Candlelight cafe—a girl called Betty Sale—an hour of dreams—and then nothing. Nothing but foolish memories.

Or maybe not so foolish, he defended himself stubbornly. If he had ever become interested in another woman . . . But he hadn't .So why not memories?

In his diary was a record of that night. The corner wind blew the rain and the hours slipped by as he mused over it. Funny how a thing that happened so long ago could hurt him yet.

Foxy Cardigan brezzed around in the afternoon, cocksure and glamorous as ever. His rain-spotted hat was tipped over one eye; his light trench-coat flapped. He smoked chain-fashion and straddled a chair while he talked.

He ridiculed, wisecracked, pleaded, flattered—to no avail. Kerry sat back, amused. The columnist caught the grin, shrugged and helped himself to Shane's cigarettes.

"Okay, Shane. So I don't get that story by fair means? So I try foul."

"Maybe if you were more persistent," Kerry said sarcastically.

Cardigan's eyes narrowed behind smoke rings. "The chief promised me a bonus for it this year. I love bonuses, Shane."

"What under creation," said Kerry carefully, "makes you think there is a story anyway?"

Cardigan grinned. "My long, long nose," he said. "I can smell 'em, Shane. That's why I'm an ace."

Kerry admitted it grudgingly. Cardigan was smart. He rose to his feet. "Try again next year, pal."

A thoughtful look came into the other's eyes, Then he shrug-

---

companied me on the return trip to carry back the day's gifts. At the end of the nine days I was the possessor of five chickens, two guinea fowl, one tame pigeon, a small bag of sweet potatoes (given me by a pagan working in the fields alongside the road), an alarm clock of dubious worth, fifteen pennies and twelve half-pennies, several sleeping mats, three beer strainers, and four Native brooms.

The mission priest of every district must set out several times each year on these Native census tours. To every one of them the experience is the same. He is a more than welcome guest.

ged resignedly and lit another cigarette. "You win. This is my last trip to the backwoods. Sorry I can't stay till the rest get here. Adios, recluse."

It was raining steadily. Puddles lay on the gravel walks, and the rain jumped up in dimples. The air in the hallways tasted rainy.

Cardigan was grumbling about the time he'd have driving back to the city. Kerry stood on the porch, laughing as the disgruntled newsman started down the stone steps.

Suddenly Cardigan's feet shot out from under him, his hands flew into the air and he fell with a sickening thud on the wet pavement.

Instantly Shane was beside him. The columnist's face was white, his eyes almost glazed. He went limp suddenly in a dead faint.

Kerry lugged him up to the quiet room adjoining his study. He put a pillow under his head, brandy between his teeth. For all he knew there might be concussion or spinal injuries. He reached for the phone.

With a splutter of protest Cardigan came to. "Hey, I'm okay! Just winded. An hour's rest, Shane—just the back of my head. I got a broadcast tonight."

Kerry hesitated. The evening rain was done and the early dusk was creeping in. Downstairs he heard Mrs. Brown telling the first of his guests about her shoulder.

"Are you sure, Cardigan? Can you come down and eat. . ."

Lance made a grimance. "Nothing, Shane. Just let me rest an hour—my head's splitting. Entertain your friends. . ."

Something made Kerry hesitate still. He tried his study door. It was locked securely. Then, a trifle ashamed, he went downstairs.

They were seated at the long table. The candles flickered fitfully. Kerry tried to be the genial host but his thoughts were years distant. His memory slipped back to a younger birthday and another mild spring night. .

He was unknown then and lonely, with no family and few friends. He worked in a dusty attic in the Shantytown flats of Edmonton, creating the books he knew would some day bring him fortune.

He had no special reason for being in the big C.N.R. station that night. He wanted to "do something" as a birthday present to himself, and crowds milling through a great railway station fascinated him.

Suppose, Kerry thought, he could become part of the exciting world he wrote about. Find laughter, romance, adventure. Suppose a frightened beautiful girl stumbled against him, thrust an envelope into his pocket, whispered some instructions, then lost herself in the crowds.

Kerry laughed at himself. Did such things ever happen in real life? And if they should, would he—for excitement, romance, the story even—play his part?

"Oh, thank goodness!" a relieved feminine voice said at his side. "You did get here, Mr. Princeton! I'd recognize you anywhere. I was so terribly afraid that business had turned up and you couldn't address us."

"I beg your pardon, Miss." Kerry started, smiled, and was about to tell her she was mistaken, when a number of things began to click at once.

First, the girl was like someone he had known a long while. Not exactly as beautiful, but young and sweetfaced. And when she smiled, it seemed to come slanting from under her dark lashes. "Impulsively happy," were the words Kerry would have used to describe her.

He realized, with a strange start, that she was an ideal that had lived in his heart ever since he thought of romance.

The second point that struck Kerry was that he must get o know her, somehow. He simply had to.

Apparently she had mistaken him for some man she was to meet. Imagination and the thrill of excitement seized him. What difference if he pretended for a while? It might even help her—since the other guy apparently hadn't shown up. And it might lead to the happiest story in his whole life!

"You know," she was chatting gaily, "the girls will be terribly excited. I suppose, though, it'll

---

Our Stolen Names

....We Catholics have been most unfortunate in the names we have picked or have allowed to be thrust upon us. Thus the "enemies" call themselves liberals; they claim to be radicals; they have pre-empted the splendid word comrads; they chose for themselves the absolutely perfect name, communists; and they claim to be modernists.

We, on the other hand, don't seem to mind when we are called conservatives; we took the Latin form sodalist when we might have had the English word comrade. We are the greatst internationalists in the world, sharing and believing in sharing the goods of the earth; but it is too late for us to allow ourselves to be called communists. And the "enemies'" use of modernists makes us seem antiquated and out-of-date.

We are the only radicals in the world, the only ones who dare to go right down to the roots of things. Instead we are called reactionaries. All of that merely proves the power of good writing and of the men and women who master the art of producing compelling literature. Let us not lose any more of the good words that should be used to describe the deep, fundamental, red-as-blood, international, radically unchanging yet constantly adapting organization that is the Catholic Church.

The Queen's Work

be tiresome—you've done it so often."

"Not at all!" Kerry assured her, the most delightful bouyancy beginning to float through him. "Er . . . you're . . . confound it! Names always get me!"

"Betty Sale, of course!" she laughed. "Now, Mr. Princeton."

"Just Kerry," Shane said magnifienly. "I do hate people calling me Mr. Princeton."

Betty looked at him sidewise. "But I thought your first name was Percival?"

"Percival? Oh!" Kerry beamed. "But everybody calls me Kerry! Percival sounds so . . . so unlike me ,doesn't it?"

Betty laughed again. "You're swell," she said simply. "At first I was pretty scared about meeting you. I thought you'd be haughty and sophisticated."

"I understand." Kerry nodded. "Why, if anybody had told me I'd meet a girl like you tonight, I wouldn't have believed it either."

"Well!" Betty colored furiously. "Should we go to the campus, Kerry? Of course you won't have to talk until 10:30."

"Truthfully," grinned Kerry, "I think the later we get there the better."

She smiled back at him.

He said gently, "Betty, I know a lovely little spot down Jasper avenue—the Candlelight cafe. Let's go!"

He had only five dollars between him and the world. But it was enough.

They sat underneath the white candlelight, and an orchestra played softly "Nobody's Darling but Mine." They talked little, looked at each other a lot.

Kerry said, "I've just fallen in love with that song."

Betty nodded. "Same here, Kerry."

"And you," said Kerry wonderingly, "are as lovely as that song."

She blushed again. "Now really, Mr. Princeton!" And then she added simply, "But if you meant it, thank you, Kerry."

That "Mr. Princeton" jolted Kerry painfully. Then he thought recklessly, "Once to every author. Probably old Princeton's a literary genius. I guess I can tell them something along those lines. . ."

"Kerry," Betty said wistfully, "it's the first time I've been here. Everyone seems so young."

"Candlelight's for youth," he told her. "And for love."

They danced, Betty's head against Kerry's cheek. Such a sweet little kid.

Back at their table, Kerry said, "Betty, it's entitled to happen once to everybody. I never knew . . . "

"I never, either." She swallowed, her eyes soft. "But, Kerry, before you say anything else—remember you're famous, and I'm just an ordinary little girl working her way through college."

Something tightened around Kerry's heart. He had started the masquerade in a spirit of fun; now his conscience hurt. He was going to blurt out the truth.

But Betty's smile stopped him. "Kerry, you'll never know what this means to me. Aside from meeting you, I mean . . . See, I'm president of the sorority—and every past president has been able to get a celebrity to speak to them. You see?"

Kerry saw.

They danced one last dreamy waltz. The candlelight was soft, the music softer. Betty's eyes were half-closed, her young lips curved. He kissed her forehead.

"Funny," he said, "finding you tonight."

"Yes, professor." She looked up, smiled. "I hope you like Edmonton. Oh, my gosh!" She had glanced at her wristwatch. "Kerry come on!"

The ride over the High Level to the campus became a terryfying nightmare rushing closer. What should he do? Confess, and earn her undying scorn . . . or blunder through, on chances?

"Kerry, my boy," he told himself, sweating, "use your imagination. You're well read. Blunder through. If anyone there is supposed to know you—continue to blunder through!"

The campus was a circle of globe lights. Betty smiled at Kerry under the founder's statue. "You're swell, professor!"

As they pulled back the massive doors, Kerry's throat was dry. His heart was missing on two valves. He was beginning to tremble.

"Listen, Betty," he gulped. Then with a desperate effort he managed an easy grin. "Honey, meeting you has made me forget whether it's ancient or contemporary literature I'm to speak on."

Betty giggled. "Oh, you silly! If you mention anything but shells they'll think I brought back the wrong professor!"

Shells . . .

Kerry stopped. "Betty," he croaked, "I . . .I've mislaid my speech . . ."

She turned in dismay. Her

FOR GOD



The pope is an excellent musician and a violinist of more than ordinary merit and capacity. Since his election it is doubtful if he has much time to handle the bow, but when he was only Cardinal Pacelli, nuncio at Munich, he loved to play his favorite classics and to surround himself with noted musicians. The future pontiff used to say to all those who bantered him upon this penchant that there is nothing frivolous about music; that on the contrary it can become a devout form of prayer.

brows uncreased brightly. "Well, just lecture them. You've done it so often."

There was mild applause as he emerged from the wings. Kerry wanted to faint but couldn't.

"Ladies and gentlemen," he heard a voice pipe, and realized it was his own. A titter of laughter fell away. He cleared his throat. "There are many kinds of shells," he began sonorously, wondering if it was true. "There are . . . er . . . sea shells and turtle shells . . ."

Giggling, Betty bounced up to the stage from the darkened audience. At least that helped. It was Kerry's one hope. He could tell them he didn't want to bore them with a serious lecture tonight: that he would come back later. The very thing! He'd peruse every book in the public library on shells.

"There are," Kerry went on courageously, "egg shells and shells of houses . . ." The giggling became uncontrollable laughter."Shells used in war of coures don't count." The listeners doubled up hilariously.

At that minute a voice in the wings raised the hair on Kerry's neck. It was sharp, with an affected English accent, and it was saying patiently, "Yes, my deah, I am Professor P. Princeton. At the last minute I flew. Beastly trip. Now, if the dramatics are over, Miss Sale . . ."

Shane did not care to face the situation. It seemed fantastic that he could ever have been such a fool. He fled in disgrace from the campus, unable to even approach Betty with an apology.

Next day there was an advance telegram from New York's largest publishing house. They wanted him to come by plane to discuss a proposed change in his book .

It was July before Kerry got back west. Search as he would, he could find no trace of Betty Sale. Even the university faculty could not give her address. She had had no home, not relatives that they knew of . . .



Kerry Shane came back to the present, to his chatting guests and the low-burning candles. Eight years! Silly that he hadn't forgotten the sweetness of that face, he tender laughter behind her eyes. Of course she'd be marrid now. She'd have forgotten even his memory.

Thinking suddenly of Cardigan, Kerry wondered if the journalist was feeling better. He excused himself, climbed the stairs.

His study was flooded with light. Avidly perusing his sacred diary was a deeply engrossed Lance Cardigan.

The feeling in Kerry's breast was indescribable. Cardigan must have sensed it. The world

seemed to stop. He looked up and the diary fell from his fingers.

"So!" Kerry said in a strange voice. "A trick and a skelton key." He advanced on the paralyzed newsman.

Cardigan wet his lips. "N . . . now wait a minute, Shane! J . . just take it easy! Every man's rash enough to try something once . . ."

Like a whisper from Kerry's own past . . He himself had tried something once in a spirit of fun. Something that had brought him the greatest regret and emptiness he had ever known.

He paused, and Cardigan seized his chance. He shot past Shane, taking the whole flight of stairs with a crash that shook the house.

Kerry Shane knew newsmen well. He knew they missed no bet. And yet in his heart he prayed that Cardigan would respect his secret. Through the years the memory of Betty Sale had become an ideal to him. He didn't want it laughed at over Sunday breakfast trays.

His hoping was in vain. When the city papers arrived, the type seemed to smirk in triumph.

The one and only Cardigan cracks his skull to get it for you, friends! Who masqueraded as a professor at the old campus eight years ago? Who dined with a 'lovely Betty Sale' by candlelight . . . and has commemorated the date annually since? Who but our own great author, Kerry Shane! Look him up, why don't you, Betty? Look how darling he was. . .

There was more in the same vein. It cut Kerry. Bitterly he threw the paper down.

The telephone rang. "Kerry," a voice he would never forget said, "I just read Cardigan's column. If it means . . . Well, Kerry, what I mean is, I'm a nice spinster librarian, and it would be so nice if you would be my friend now. Kerry, I always wanted you to come back and explain: but when you didn't, I thought it was just a great joke at my expense. . ."

"Betty," Kerry said brokenly, "old maid — you? Honey, if I can see you tomorrow . . .?"

He heard her glad gasp, then her most dignified tones. "Now . . . er . . . professor, I have heard of different kinds of shells . . . such as turtle shells and egg shells—but this is really a bombshell!"

And through his own dim eyes he could see the slant of girlish laughter again.

When Life is Over

★ ★ By Rosa Zagnoni Marinoni

Tobe Sullivan took his retirement notice optimistically He had been expecting it any day ever since he had reached his 65th birthday.

The boys at the factory gave him a farewell dinner and presented him with a watch, a good one, such as he had always wanted. One of the company officials gave a little talk, made Tobe stand up, and referred to him as an example of honesty, an inspiration to younger men. He called him "Honest Tobe." He recalled the time during the depression when Sullivan had worked for the company and received only vouchers for his salary; he praised Tobe for the times he had taken on other men's duties, asking no personal reward.

Tobe smiled while he was being praised. It seemed to him that he had died, and his friends were saying fine good things of him, as people say of a man at his funeral.

Tobe's eyes stung, as if the hurt that squirmed in him was trying to push itself out of his tear ducts . But he kept smiling, wishing the dinner was over. He did not like to feel he was dead, done for, someone who inspired eulogies. It made him become conscious of the fact that he was being put on the shelf, that his life was over.

Of course he appreciated the dinner, the talk and the watch; but that friendly function aged him made him drag his feet as he walked home. When his wife opened the door and, smiling, greeted him, asking all about the farewell dinner and exclaiming over the watch, Tobe said, "I'll tell you about it in the morning," and went to bed.

Mrs. Sullivan guessed how her husband felt. After 30 years of married life a woman knows her man's moods.

That night she wrote a long letter to Dick who was in his senior year in business college.

In it she wrote: "You're father is not the sort of man to retire and quit work. When you come home in June you might find us on a farm."

Yes, living on a farm had been Tobe's dream. He had been born in the country, and he wanted to return to it. For that he had saved and stinted to send his son to college, make a gentleman of him, afford him that education of which fate had deprived him. But his annuity, which matured on the date of his retirement, was to go for the purchase of a little farm. There he and his wife would spend the rest of their lives, letting the soil make an honest living for them. They would not be a burden to Dick once he went into the world and earned a fine salary.

The day after the farewell dinner, Tobe began to look around for a farm, something modest, where he could raise chickens, have a cow, a patch of garden soil and fields for fodder.

He found just what he wanted. A 40-acre farm not far from town—10 acres in orchard, 10 in berries and the balance in pasture. The site had a four-room house on it, chicken shed and cow barn. The whole thing was a bargain at $3000

Tobe had about $500 in cash which he kept in case Dick might need help after graduating. His matured annuity amounted to $2000. Tobe paid the $2000 down and made a mortgage for the other thousand. If Dick did not need the $500, he'd pay that right in on the mortgage. The crops would slowly take care of the remaining indebtedness.

After a hard day's work on the farm, Tobe felt himself useful once more.

"And they thought I was done for!" he'd muse, swelling his arm muscles.

Tobe was a strong man with a powerful frame and sturdy constitution. He took pride in but one thing—his good name, his integrity . Tobe Sullivan's word was something to depend on. He had never harbored the ambition of becoming rich. Still he called himself wealthy, for he often declared a man was richer when God was his banker and his deposits brought him the interest of a peaceful conscience. Now on the farm Tobe was happy, very happy.

When Dick came home in June, graduated, beaming, talking about splendid openings in view ,Tobe felt proud of his son. It was a satisfaction for him to go to town with Dick, stopping in the public square, having friends and neighbors say, "Well, Sullivan, it's a mighty fine man your son turned out to be!"

But Dick felt no interest in the natives, and less for the farm. He did not even get a pair of overalls. He had filled out several applications before leaving college and felt certain a position would be offered him any day.

But days, weeks and months passed and the mailman left only disappointing mail in the Sullivan's rural mailbox.

Positions were scarce. So scarce in fact, that by August Dick began to despair of his chances of securing a modest job.

Tobe Sullivan tried to cheer his son. "Well, you sure don't have a wolf at your heels," he'd say. "We're happy to have you with us, and there's plenty of work to do on the farm!"

Dick did not feel the urge of the soil in him. He'd sit around the home brooding, go to town, grumble with his former schoolmates who were now young men in business or were living on farms. Dick felt himself superior to them, and made no secret of it.

The natives began to whisper, "Sullivan's son sure isn't as fine a man as his father! You'd think he owned the town the way he gives everyone his lip!"

It was September that Dick consented to help his father market the apple crop. Tobe could easily have attended to this detail himself, but he wanted Dick to take an inerest in the farm.

It was at the market that Dick met Fen Bronson, the owner of the largest apple orchard in the country. Bronson was known as the man who owned half of the town; he held interest in the bank and in the mills and controlled the local elections.

Bronson took a liking to Dick; spoke to him at length and engaged him to market his apple crop. Dick went home walking on air.

He said to his father, "I met Bronson and I certainly made a hit with him! In fact, he hired me!"

"Hired you?" echoed Sullivan, his mouth open.

"Yes, to market his apple crop! I'm to see him in the morning."

"I always knew you'd make good!" whispered his mother, her arms going about Dick's shoulder.

Tobe gazed at his son. "This is fine, Dick," he said without enthusiasm. "But be careful when you deal with Bronson; he's got a temper. I've known him all my life. He's got money, but the natives say . . ."

"The natives don't understand him!" blurted Dick. "He and I speak the same language."

"All right, son!" said Tobe, a strange feeling of apprehension sweeping over him.

Later, Tobe recalled that presentiment of impending danger and referred to it as the wings of ill omen fluttering above his head.

Yes, the fine talk Tobe Sullivan heard about himself at the farewell banquet had intimated that he was a ship with folded sails which had reached its last port, there to float uselessly—a derelict.

But when the storm broke—when Honest Tobe found himself in the courtroom, heard his son condemned to 10 years in jail, when he heard his wife sob, when he saw Dick bow his head and plead guilty—Tobe Sullivan knew the old ship had to put out to sea again with full sails. It was in a squall.

It was all a nightmare to Tobe. The sitting through the accusations, the prattling of the witnesses who spoke with the regret of having Tobe's eyes on them—Tobe whom they respected and loved as an honest neighbor. But the truth had to be told, and they had spoken.

The lawyer Sullivan had hired to defend his son fought valiently to save Dick, but Bronson was in the legal right, and one cannot fight when one is in the wrong, as Tobe knew his son to be.

Tobe did not want to believe his son guilty. When Dick confessed, the words stabbed at Tobe's heart more deeply than did the words of the sentence condemning his son to 10 years in jail.

The facts were there. Dick had gone to Kansas City to contract for the Bronson apple crop, had sold, collected, wanted to celebrate, drank, gambled—and lost $400 of Bronson's money.

He had tried to lie about the matter, telling Bronson the apples had brought less than they had. Bronson had let him talk, then snickered and called him a thief. Dick had lunged toward Bronson, a jackknife in his hand. Witnesses testified that had they not overpowered Dick, he would have killed Bronson.

Now, the sentence had been read—10 years in jail for misappropriation and assault with intent to kill.

After the trial Dick kissed his mother and wept on her bosom. He could not face his father, Honest Tobe.

Outside the courthouse the natives were talking about a feud; there were still such things in the Ozark hills. Bronson was out for the proverbial pound of flesh—that of the Sullivans.

When Tobe went to the bank to borrow more money on the farm to pay the lawyer who had defended his son, the banker told him he could not loan him more; in fact he had orders from Bronson to call in the mortgage. He was sorry—but what could he do?

Tobe sat limply in his chair and said, "All right." Dragging his feet, he went out of the bank. He felt old; very old.

He went to a neighbor whose land joined his farm, and offered him his property for $2000—cow, chickens, everything.

The neighbor accepted the offer, disliking the nature of the bargain. "But after all," he told himself, "I'm really helping Tobe." And he too felt sorry.

The bank was paid the mortgage .The lawyer was paid his fee.

Tobe and his wife moved into a little two-room tenant house which the farmer who had purchased the farm let Tobe have for nothing. It was charity.

Tobe moved to the shack, aged, back stooped, feet dragging. It was hard for a man t o suddenly plunge downward, into dejection, when people think his life is over. The young can hope. The old can only remember.

For two weeks he sat in the kitchen of the two-room shack like one in a trance. When his wife spoke to him, he said, "What?" like an echo answering in the night stillness.

Tobe was talking to God. Asking Him for strength. Strength to destroy an enemy. Bronson was his enemy.

Voices in him spoke—grudges were tendrils reaching out for a hold on Tobe's heart. Dick was the blossom of his tree branch of pride. Bronson had broken it off.

Bronson could have had pity on his son— he could have come to him, talked it over. The boy was young—he would have repented, made reparations. Tobe could have given Bronson $400 of the money he had kept in the bank for Dick. Bronson was in the right before the world, right to call Dick a thief, right to have him put in jail, right to call the mortgage. But he could have been charitable. It was hard for Tobe to forget that Bronson was his enemy.

Tobe did not feel his life was over with an enemy at his shoulder. He did not want to leave an enemy behind when he died—leave an inheritance of that for Dick. Enemies had to be destroyed. That's what he thought about when he sat like one asleep, with his eyes open.

Sullivan did not even feel the sting of mortification when his wife cheerfully told him she was going into business. Poor soul, said it with a smile, proudly. She who was going to take in washing—at her age!

Tobe did not care. His grief detached him from all material things. He felt as if he had died and suddenly looked back on his life, finding that the one thing which mattered was that he had left an enemy whom he should have destroyed. The hardest ordeal was for Sullivan to destroy the enemy in his heart. That took two weeks.

Then one morning after a sleepless night, Tobe started out to the Bronson's farm. He walked three miles in the rain, head low, talking to God.

When he stepped into the Bronson's yard, he found Bronson standing beside his automobile, a crank in his hand.

At sight of Tobe coming toward him, his face like a mask, limp hands at his sides, the gray in his face making him look like a ghost, Bronson flinched. His right hand tightened about the crank handle. He wondered if Sullivan had a gun on him.

As Tobe advanced, without saying a word, Bronson addressed him gruffly. "What do you want? I thought you might have heard in town that I'd shoot any Sullivan who crosses my path!"

"I have," said Tobe. "That is why I'm here. Do with me as you will." And he stood very still before his enemy, face blank.

Bronson took courage. "If you've come crawling around here to see me about that farm mortgage, it's nothing doing!"

"I have no farm," said Sullivan.

"What do you mean?"

"I sold it. The bank has been paid. I live in one of Delmar Gordon's shacks."

"Oh, I see—I've been out of town—didn't know. Well, then, what do you want?" rambled Bronson.

"I came to ask you to let me work for you . . ."

"Work? Well, I like that! Expect me to support you now!"

"I don't want you to pay me for my work. My boy is serving time for the wrong he did toward society," whispered Tobe, his voice like an echo. "But you are still out $400. Will you let me work toward that debt? I am not your enemy."

Bronson leaned against his car and laughed amusedly. "But what can you do? You're an old man!"

Tobe straightened to his full height, his head erect, shoulders back. "I am not old!" he declared. "And I can do anything another man can do on this farm!"

"O. K.!" snickered Bronson.

"I'll give you a chance! Here, suppose you crank this car for me. If you can do it, I'll hire you!" And he stood by, smiling. He knew the old man could not crank that car when he, Bronson, had failed.

Tobe held out his right hand. His powerful fingers curled about the crank handle. He closed his eyes; his arm muscles swelled. Had that crank been a lever, Tobe Sullivan felt he could have lifted the world out of its orbit. The man's right shoulder jerked, once—twice. The car trembled—the motor rumbled.

There was silence. "Well, you sure did it!" said Bronson. And he stood looking at the quivering hood of the car, not wanting to mention he had tried for half an hour to make it do just that, but had failed. He looked at it for a long moment, then faced Tobe.

"You're hired," he said. "But how much do you think you're worth?" he added.

"That is for you to decide."

"You might think you're too good for what I have to offer. But you're not what you used to be and it will be pretty hard work. Don't forget that! How does five a week strike you, Sullivan?"

"When do I start working?" said Tobe, his face passive.

"Are you satisfied?" asked Bronson, surprised.

"Five a week is satisfactory," said Tobe. "And you're to credit every penny toward my son's debt."

"All right, it's a deal," said Bronson.

"Thank you—friend," said Tobe, and he extended his right hand to Bronson. Bronson clasped it, and flushed slightly.

That night Sullivan experienced the most peaceful rest since Dick's conviction. He had called Bronson "friend." The enemy had been destroyed. Tobe slept soundly.

I met Tobe Sullivan during his second year of work at the Bronson farm.

Mr. Tulley ,the proprietor of the hotel where I was vacationing, had told me of Honest Tobe. I became interested and one afternoon I went personally to take some laundry to Mrs. Sullivan.

I found Mrs. Sullivan bending over a washtub beside the well at her shack. She welcomed me and invited me to rest. I sat on a log beneath a tall oak tree while Mrs. Sullivan went on with her washing. It was about dusk. I lingered on, wanting to meet Tobe. I did.

Garbed in blue denim, that man whose life had been considered over years before, looked huge and powerful coming toward us in the sunset.

He was a bit surprised to see me offer my right hand to him. He wiped his palm on the blue overalls, then shook my hand, strongly, powerfully. I liked his grasp; there was honesty and strength in it. On his face I saw the triumph of a man who had conquered himself.

As he spoke to me, smiling, a lilt to his deep voice, his wife suddenly asked, "Tobe, what makes you so happy tonight?"

He patted her shoulder with his big right hand and said, "You will smile too, mama, if what I heard today comes true!"

The words puzzled me, but I asked no questions.

That night, as I sat in the hotel lobby thinking of the Sullivans, I noticed two men speaking to the hotel proprietor. Tobe's name was mentioned.

After the men left I strolled to the desk. During the conversation I mentioned my visit to the Sullivans.

Mr. Tulley's face brightened. "Have you heard the good news?" he asked.

"What?"

"Dick has been pardoned."

"What, pardoned?" I echoed.

"Yes, Dick has been a model prisoner in jail. The warden made him a trusty, and that made it easier for the governor to O.K. the petition, signed by Tobe's friends—practically everyone in town. And you'll be surprised to know who circulated that petition."

"Who?"

"Bronson himself!"

Mr. Tulley leaned over the counter. "Do you know," he whispered, "Bronson thinks a lot of Honest Tobe. He swears by him! Everyone noticed a change in Bronson since Tobe works for him. Why, he's getting to act real human, and there are those who say he's going to do something mighty nice for Tobe when Dick comes out. It's about a farm, I think. Yet at one time Bronson had sworn to shoot Tobe on sight!

"Honest Tobe was right, when he said to me once, 'Enemies should be destroyed, and the only way to destroy an enemy is to make him your friend.' "

Envy and anger shorten a man's days, and pensiveness will bring old age before the time.

Wine was made from the beginning to make men joyful, and not to make them drunk ... Wine drunk with moderation is the joy of the soul and the heart ... Sober drinking is health to soul and body.

Give to the most High according to what He hath given to thee, and with a good eye do according to the ability of thy hands: for the Lord maketh recompense, and will give thee seven times as much.

The Question Box

Only signed letters will be answered

What is a Montu Proprio? I have seen it in writings and also heard speakers refer to it?

It is a Latin expression meaning "of his own accord," and has reference to a writing drawn up and issued by the Holy Father of his own initiative, without the advice of others. It is likewise personally signed by him.

We are told that contrition of our sorrow for sin should have supernatural motives. Could you mention some? I think that it would be a great help to us to know a number of these motives.

The chief among these motives is the infinite goodness of God. This goodness may be considered as extended to us personally or to all. Through sin, God who is goodness is offended. Another motive is sorrow for the sufferings and death of Christ on the cross, of which our sins are the cause. The loathsomeness of sin, which is most displeasing to God; the everlasting reward which we lose by sin; the everlasting punishment to which sin makes us liable may be considered as motives when we make our act of contrition.

Do you think that my dear ones who are dead know and still think of the one they left behind on earth?

There is no doubt that they do know and remember those left behind in this world to continue their life of service to God until God will call them too. So do not forget to pray for them and be assured that you are not forgotten by them.

Who was the founder of Christian Science? and do educated people embrace this doctrine?

Christian Science is a system of religious healing founded by Mrs. Mary Baker Eddy — married three times, divorced once. She was born in New Hampshire in 1821 and seems to have absorbed her ideas from a certain Dr. Quimby who practiced healing by suggestion.

Educated people, especially Americans, have embraced nearly every cult there is, and every strange sect that ever came out of the Orient. The average American, with little true religion, is inclined to "feel" religion and is apt to grab at any nice, ethical-looking system of belief that seems comfortable. So it is not strange that the "educated" people would also become Christian Scientists.

Why did God ask Abraham to sacrifice his only son?

It is not seldom that God tests the loyalty of men either as a preparation for a mission or before receiving special graces. Things are asked which are difficult and which may seem unreasonable. Thus God, who had a great mission for Abraham, first tested the faith and the obedience of this important figure of the Old Testament. Abraham proved himself. No harm came to his son. Abraham's willingness to obey God was sufficient.

Abraham's trial was a real one. He had been promised many descendants, and then was asked to sacrifice his only son. Abraham obeyed but before he could fulfill the command in fact, an angel stayed him off and said: "Now I know that thou fearest God, and hast not spared thy only-begotten son for my sake" (Gen. 22:12).

What is the meaning of "Maundy" Thursday?

The word "maundy" probably comes from the Latin word **mandatum** or **mandare**, meaning **a commandment**, resp. — from the old custom of washing the feet of the poor on this Thursday of Holy Week in accordance with the example of Christ. Others sometimes interpret it as coming from the Latin adjective **mundus**, meaning **clean.**

Have you heard these?

Real Consoling

Old Aunt, despondently: "Well, I shall not be a nuisance to you much more."

Nephew: "Don't talk like that, Aunt; you know you will."

Jack: Tom is a queer chap; never sticks to anything for more than two weeks.

Bill: Did you ever try lending him a dollar?

Housewife, to hitch-hiker at door: How would you like a nice chop?

Hitch-hiker: That all depends, madam. Is it pork, lamb, or wood?

Housewife: "Give me a pound of hamburger for the dog and be sure it's fresh."

Butcher: "Wasn't the last all right?"

Housewife: "No, my husband got sick."

First Critic: Billson's play has been on the stage at last.

Second Critic: You don't say! How come?

First Critic: They tore it up and used it as a snow storm.

The Mistress: "Nurse has gone out, Kate, and I want you to mind the baby this afternoon."

Kate of the kitchen: "Me mind th' baby, is it? I'm a full grown woman, I'll have yez understand, and if there's any mindin' t' be done between us, it's the baby that will mind me, I'm lettin' Y' know."

Little Johnnie was trying hard to save pennies for War Stamps, but was finding the task extremely difficult. One night he was saying his prayers, when his mother overheard him plead earnestly, "Lord, please help me save my money—and don't let the ice cream man come down this street."

An old man at the play was groping for something on the floor and a woman in the next seat solicitously asked what he had lost.

"A caramel," he told her.

"Do you mean to say," she spluttered, "That you are going to all the trouble for a single caramel?"

"Yes," he replied, "You see, my teeth are in it."

Joking customer: "How much are your four dollar shoes?"

Smart Salesman: "Two dollars a foot."

STUDENT BURSE

Der hochwürdige Pater B. Studer O.M.J., der am 4. Juni zum Missionspriester geweiht wurde, ist der erste Missionar, den die St. Marienprovinz der Oblatenpatres in die Missionsarbeit entsendet. Pater B. Studer O.M.J. wird unter den Indianern des Vikariates Yukon arbeiten. Wir hoffen, daß wir bald von ihm und über seine Arbeit als Frontmissionar hören werden. Dann werden die frommen Geber unseres Priesterhilfswerkes sehen, für welch hochchristliche Zwecke ihre freudigen Gaben benutzt werden. Die „Student Burse" des Marienboten hat im Sinn, $6,000.00 zu sammeln, um dadurch eine ewige Freistelle für einen armen Priesterstudenten zu schaffen. Andere Leute bauen Kirchen. Wir wollen der Kirche den Priester geben, ganz besonders dem Missionskirchlein den gottgeweihten Missionar, dessen Lehren, Taufen, Segnen und Opfern viele Seelen zu Christus führen, uns aber, die wir die Student Burse unterstützen, Christi Wohlwollen erwirken möge.

Bis jetzt eingenommen:	$4,018.62
Frau J. M. Schmidt, Vancouver Island	2.00
Frauenverein, St. Mary's Regina	10.00
A. Studer, Regina, Sask.	2.00
Ein Freund, Grayson, Sask.	10.00
Ein Freund, Grayson, Sask.	25.00
Frau Ros. Hauk, Lemsford, Sask.	10.00
Frau Joh. Baker, Regina, Sask.	4.00

Senden Sie Ihre freundliche Gabe von jetzt ab an unsere neue Adresse:

The Marian Press
Box 99, St. Thomas College Battleford, Sask.